

- * **Gespräch** – Brigitte Schnegg über die Kehrseiten der Care-Arbeit 40
- * **Begegnung** – Sandro Vicini blickt in die Seele der Universität 44
- * **Spezial** – Nachhaltige Lösungen für Nord und Süd 32

Oktober 2012

154

UniPress *



GOTTHELF NEU ENTDECKEN

30 Jahre, 67 Bände, Kosten von mehreren Millionen Franken: Die Zahlen zur historisch-kritischen Gesamtausgabe sämtlicher Werke von Jeremias Gotthelf beeindrucken. An der Universität Bern ist damit eines der derzeit grössten germanistischen Editionsprojekte beheimatet.

Lohnt sich das? Zu entdecken ist ein «freigelegter» Gotthelf. Ein Gotthelf jenseits des netten Heimatdichters, wie er uns in alten Filmen und an Festspielen entgegentritt. Jenseits der Idylle, die wir in «Gotthelfs Zeiten» zu entdecken glauben. Jenseits der politischen Schubladen, in die ihn Freund und Feind seit jeher zu pressen versuchen. Schicht um Schicht des durch die Zeitströmungen überlagerten Schriftstellers legen die Editorinnen und Editoren in aufwändiger Kleinarbeit frei. Zu entdecken ist ein Gotthelf mit all seinen Ecken und Kanten und in all seinen Widersprüchen: Der Lützelflüher Pfarrer Albert Bitzios in seiner halbleeren Kirche. Der im ganzen deutschen Sprachraum erfolgreichen Schriftsteller Jeremias Gotthelf. Aber auch der streitlustige politische Publizist, der die Zeitungen mit «Einsendungen» bombardiert. Der Kalendermacher mit feinem Gespür für die satirischen Züge des Alltags. Oder auch der engagierte Reformator des Schulwesens.

Dieser Gotthelf führt uns zurück in die Zeit, in der die heutige Schweiz geformt wurde – in die Auseinandersetzungen rund um die Gründung des Bundesstaates von 1848. Wie muss der Schweizer Bürger erzogen werden, damit das liberale Experiment klappt? Dies war eine zentrale Frage, die er als Bitzios in bitterbösen Polemiken und als Gotthelf in drastischen Geschichten thematisierte. Mit dem Bauerndichter ist heute kein Staat mehr zu machen – mit einem «freigelegten» Gotthelf hingegen gewinnen wir einen freien Blick auf die stets wieder neu zu beantwortende Frage nach der Schweizer Identität. Nebenbei gewinnen wir einen Schweizer Schriftsteller in seiner vollen Grösse zurück – einen, der neben Klassikern von Weltrang wie Gottfried Keller oder Heinrich Heine bestehen kann. Und nicht zuletzt bietet die Arbeit an der Gotthelf-Edition Studierenden die Möglichkeit, sich im Rahmen des schweizweit einzigartigen Masterstudiengangs «Editionsphilologie» für ein Berufsfeld zu qualifizieren.

Von Pflege- und Fürsorgearbeiten profitieren nicht nur Kinder und alte Menschen. Wir alle nehmen diese heute «Care-Arbeit» genannten Tätigkeiten in Anspruch. Brigitte Schnegg ist davon überzeugt, dass wir deshalb auch alle Care-Arbeit leisten sollten. Diese ist aber ungleich verteilt und schlecht oder gar nicht bezahlt. Ein unhaltbarer Zustand, findet die Professorin im «Gespräch» mit UniPress. Auf ihre Initiative hin thematisiert das Collegium generale in diesem Herbstsemester «Die Care-Seiten des Lebens».

Dieser Ausgabe liegt für unsere Abonentinnen und Abonnenten eine Broschüre zur Weiterbildung an der Universität Bern bei.

Wir wünschen eine ergiebige Lektüre.

Timm Eugster und Marcus Moser



prg collegium generale aus up 153 (u3)

Inhalt



FORSCHUNG UND RUBRIKEN

Spezial Nord-Süd

- 32 Brücken zwischen Nord und Süd gebaut
Bilanz zum Nationalen Forschungsschwerpunkt
Von Tina Hirschbühl und Natalie Schäfer
- 34 Vielfältige Forschung in einem
weltweiten Netzwerk
Von Bassirou Bonfoh, Boniface Kiteme, Berhanu
Debele, Mira Arynova, Bishnu Raj Upreti,
Thammarat Koottatep, Marian Perez, Elizabeth
Jimenez und Karina Liechti

- 36 Für Lösungen braucht es Partnerschaften
Interview mit Hans Hurni und Urs Wiesmann
Von Tina Hirschbühl

Forschung

- 38 **Parasitologie:** Das ungeheuerliche Leben
des Fuchsbandwurms
Von Bettina Jakob

Rubriken

- 1 **Editorial**
- 40 **Gespräch**
Brigitte Schnegg: Die Kehrseiten der Care-Arbeit
Von Marcus Moser
- 44 **Begegnung**
Sandro Vicini: «Wer leidet, den darf man nicht
auf Effizienz trimmen»
Von Timm Eugster
- 46 **Meinung**
«Wir wollen doch keine mangelernährten
Kälber essen!»
Von Adrian Steiner
- 47 **Bücher**
- 48 **Impressum**

GOTTHELF NEU ENTDECKEN

- 5 Jenseits der Gotthelf-Idylle
Interview mit Barbara Mahlmann-Bauer und Christian
von Zimmermann
Von Timm Eugster
- 9 Ein guter Prediger vor halbleeren Bänken
Von Manuela Heiniger
- 13 Bitzias als streitlustiger Journalist
Von Barbara Mahlmann-Bauer
- 15 Das Krokodil im Silberauschachen
Von Christian von Zimmermann
- 19 Misthaufen, Jauche-Wrestling und der liebe Gott
Von Stefan Humbel
- 23 Vor 160 Jahren mit dem Rucksack durch die Schweiz
Von Patricia Zihlmann-Märki
- 27 Der Editor als Schatzsucher
Von Norbert D. Wernicke

Bildstrecke: Auf den Spuren von Jeremias Gotthelf heute –
fotografiert von Tomas Wüthrich.
Angaben zu den einzelnen Bildern: Seite 31



Jenseits der Gotthelf-Idylle

Als harmloser Heimatdichter erfreut sich Jeremias Gotthelf einer ungebrochenen Popularität. Die historisch-kritische Gesamtausgabe ermöglicht nun die Wiederentdeckung eines Querkopfs mit überraschend aktuellen Botschaften.

Interview: Timm Eugster

Frau Mahlmann-Bauer, Herr von Zimmermann, wenn Sie einem Jugendlichen erklären müssten, wer Jeremias Gotthelf war, was würden Sie sagen?

Barbara Mahlmann-Bauer: Ein Schriftsteller und politischer Denker, der christliche Werte wie soziale Verantwortung statt Egoismus, Fleiss, Sparsamkeit und Mitleid zur Lösung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Probleme in einer Krisenzeit empfahl und in seinen Geschichten veranschaulichte, wie es gehen könnte und wie nicht.

Christian von Zimmermann: Ausserdem war er ein sehr streitbarer Zeitgenosse: Jemand, der zugleich diese übergreifenden Werte betont hat, aber auch engagiert und kritisch teilgenommen hat an den politischen Auseinandersetzungen, an den gesellschaftlichen Reformen seiner Zeit.

Wie waren denn «Gotthelfs Zeiten»?

von Zimmermann: Es war die Zeit, in der die moderne Schweiz konzipiert wurde – die sogenannte Regenerationszeit zwischen 1831 und 1848, in Bern bis 1846. In dieser wichtigsten Umbruchzeit trat Albert Bitzuz – Jeremias Gotthelf war sein Name als Schriftsteller – zunächst als einer der frühen Liberalen in Erscheinung. Nach dem Sturz der Patrizierherrschaft entwickelte er sich zum gewichtigen Kritiker der neuen liberal-radikalen Elite im Vorfeld der Gründung des Bundesstaates von 1848. Im Zentrum der Auseinandersetzungen stand die Frage: Was sind die schweizerischen Werte, die wir vertreten müssen? Und für Gotthelf besonders die Frage: Wie muss der Mensch beschaffen sein, der in diesem neuen System leben und an ihm mündig teilhaben soll?

Mahlmann-Bauer: Die Assoziation «wie zu Gotthelfs Zeiten», dass alles idyllisch gewesen sei, führt völlig in die Irre: «Gotthelfs Zeiten» waren eine Krisenzeit an der Schwelle zum industriellen Zeitalter.

Warum soll man heute noch Werke des Schweizer Volksschriftstellers des 19. Jahrhunderts lesen?

Mahlmann-Bauer: Man soll nicht – man kann. Neuerdings in den ersten Bänden der historisch-kritischen Gesamtausgabe (HKG).

Man soll auch nicht Goethe, Schiller, Lessing oder Keller lesen, aber man kann. Von Gotthelf 19. Jahrhundert die ländliche Bevölkerung mit riesigen Problemen konfrontierte: Arbeitslosigkeit, Verdienstlosigkeit, Zerfall der Familien und Generationenkonflikt. Die Globalisierung des Handels hatte eine Verarmung der Emmentaler Gemeinden in einem Ausmass zur Folge, wie wir es heute aus Schwellenländern kennen.

tischer Roman, der das ganze Spektrum der sozialen Vielfalt auf der Schwelle der Regeneration vorführt. *Die schwarze Spinne* nur schon wegen des Gruseffektes ...

von Zimmermann: Es ist die wahrlich spektakuläre Erzählung einer Spinnenplage als Zuchtrute für menschliche Verfehlungen. Die Geschichte ist gegliedert in zwei Binnenerzählungen. In der ersten wird gezeigt, wie der Mensch sich in unfreien Verhältnissen nicht zu einem sittlichen Menschen entwi-



Barbara Mahlmann-Bauer und Christian von Zimmermann wollen Gotthelf in einer vollständigen, kommentierten Gesamtausgabe der heutigen Generation wieder zugänglich machen.

Kann man denn Gotthelf in eine Reihe mit diesen Klassikern stellen?

Mahlmann-Bauer: Auf jeden Fall. Dass er es nicht in den Deutschen Klassikerverlag geschafft hat, liegt schlicht am Umfang seines Werks und am Mangel an Spezialisten, die eine solche Edition machen könnten – aber keineswegs an mangelnder Klassikertauglichkeit. Das Ziel der HKG ist nun, Gotthelf in einer vollständigen, sorgfältig kommentierten Gesamtausgabe zu präsentieren, die überall in den Bibliotheken steht. Später soll sie als preiswerte, aber gediegene Taschenbuchausgabe auch Studierenden angeboten werden.

Was würden Sie denn einer heutigen Jugendlichen als Einstiegslektüre empfehlen?

Mahlmann-Bauer: *Die schwarze Spinne* und den *Bauern-Spiegel*. Ganz traditionell. Da werden alle – Alte wie Junge – gefangenegenommen. Der *Bauern-Spiegel* ist ein sozialkri-

ckeln kann: Im Unterdrückungssystem der alten Ritterzeit ist den Bauern eine christliche Lebensführung nicht möglich, sie sind verführbar durch den teuflischen grünen Jäger, der sie ins Unglück stürzt. In der zweiten Binnenerzählung zeigt Gotthelf dagegen eine freie, zu freie Gesellschaft, in der sich die Knechte und Dienstmägde nicht mehr dem Vorbild und der Leitung der Meisterfamilie unterwerfen müssen, dadurch einer zügellosen Sittenlosigkeit verfallen und wiederum die Spinnenplage heraufbeschwören. Das Ganze ist eine grosse Parabel über die Fragen, welche Verantwortung dem Menschen auferlegt ist, wenn er in einer liberalen Gesellschaft lebt, welche Notwendigkeit es zu einer moralischen Erziehung gibt und welche Gefahren mit Freiheit verbunden sind. Man kann das als eine Parabel auf dem Weg der Schweiz zu einem liberalen Staatswesen lesen.

Gotthelf ist noch heute sehr populär – vom gross inszenierten Musical bis zu Laien-Theatern. Warum das?

Mahlmann-Bauer: Wegen seines unverwechselbaren Tons, drastischer Bilder, Schimpfwörter und überraschender Lebensbeispiele, wegen seines Humors und der zentralen Bedeutung von Liebe und landwirtschaftlicher Kultur.

von Zimmermann: Seine Popularität ist auch eine Folge der Rezeptionsgeschichte. Ende des 19. Jahrhunderts wurde Gotthelf zum grossen Symbol des Bundesstaates – was kurios ist, war er doch ein Gegner desselben gewesen. Diese Wandlung hängt mit dem Bedürfnis zusammen, jenseits der Willensnation, die sich vor allem auf eine gemeinsame Verfassung verständigt hat, auch eine kulturelle Basis der Schweiz zu schaffen.

Gotthelf wurde also zur nationalen Integrationsfigur erklärt?

von Zimmermann: Ja, und deshalb wurde er zum Bauerdichter reduziert, als der er noch heute wahrgenommen wird. Dies ging nicht ohne Verkürzung. Selbst in der eigenen Familie: Gotthelfs Tochter hat versucht, die Editoren der Werkausgabe um die Jahrhundertwende 1900 dazu zu bringen, anstössige Passagen herauszustreichen. Vor allem der politisch aktive Gotthelf war der Familie ein Dorn im Auge. Ein Sohn Gotthelfs sagte, man dürfe nicht gegen eine Obrigkeit öffentlich in dieser Art und Weise wettern – sie sei, wie sie sein möge! So ging es dann weiter, übers Radio, über die Filme: Ein netter Heimatdichter sollte er werden ...

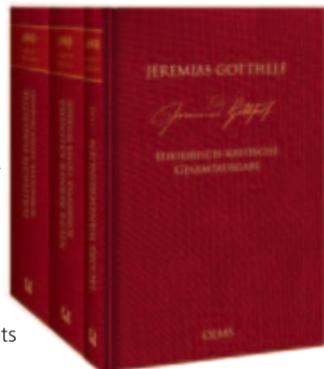
Sehen Sie Ihre Aufgabe als kritische Editoren darin, am Gotthelf-Denkmal zu kratzen?

Mahlmann-Bauer: Sein Werk verträgt Kritik wie Glorifizierung. Aber Denkmäler brauchen wir nicht. Wir wollen die Aktualität von Gotthelfs Lebenstragödien und Bekehrungsgeschichten hervorheben in einer Zeit, in der alteuropäische Werte und christliche Wurzeln einer sozialen Gesellschaftsordnung in Vergessenheit geraten sind.

von Zimmermann: Wir können Gotthelf wieder spannend machen, indem wir ihn in seiner Zeit als einen lebendigen Zeitgenossen darstellen mit allen Ecken und Kanten und auch in seinen Widersprüchen.

Welche Widersprüche zum Beispiel?

Mahlmann-Bauer: Als Mitglied des Gemeinderats



Ein Generationenprojekt

- 2002 Erziehungsdirektor Mario Annoni erhält eine Anfrage von Gotthelf-Freunden, in welcher Weise der Kanton das Werk Gotthelfs künftig editorisch pflegen wolle.
- 2003 Barbara Mahlmann-Bauer und Christian von Zimmermann schlagen vor, eine Neuauflage in Pilotprojekten mit den unbekanntesten und noch nie edierten Werkteilen zu beginnen: *Predigten*, politische Artikel, Arbeiten für die Schule und Kalenderschriften.
- Nov. 2004 Philologen aus dem In- und Ausland diskutieren auf Einladung der künftigen Editoren über Ziele und Aufgaben einer Neu-edition.
- 2004–08 Christian von Zimmermann erhält eine Förderungsprofessur des Schweizerischen Nationalfonds (SNF), die dazu genutzt werden soll, die *Predigten* und Kalenderschriften zu edieren.
- 2005–08 Prof. Barbara Mahlmann-Bauer kann mit Mitteln des SNF die Edition der politischen und pädagogischen Publizistik Gotthelfs vorbereiten.
- 2005 Der Grosse Rat des Kantons Bern erteilt den beiden Projektleitern den Auftrag, binnen etwa 30 Jahren Gotthelfs Werke und Briefe gemäss einem von ihnen ausgearbeiteten Editions-konzept in rund 67 Bänden in Text und Kommentar neu zu edieren. Der Grosse Rat genehmigt einen Beitrag von 6 Millionen Franken.
- 2006 Gründung der Jeremias Gotthelf-Stiftung. Die Stiftung soll die kantonalen Mittel für die Edition verwalten und wird die Arbeit der historisch-kritischen Gesamtausgabe (HKG) durch einen wissenschaftlichen Beirat fördern und prüfen. Christoph Pappa, Generalsekretär der Universität Bern, wird zum Gründungspräsidenten der Stiftung gewählt. Der emeritierte Berner Theologieprofessor und Gotthelf-Experte Rudolf Dellsperger übernimmt die Leitung des Beirates.
- 2007 Nach einem mehrstufigen Auswahlverfahren wird der Georg Olms Verlag, Oetwil und Hildesheim, als Verlag der HKG gewählt.
- 2008 Die Philosophisch-historische Fakultät richtet am Institut für Germanistik eine Gotthelf-Dozentur ein, in deren Rahmen Christian von Zimmermann die Redaktionsführung und Co-Leitung der HKG übernehmen soll.
- 2008 Erste Jahresausstellung der HKG in der Gotthelf-Stube, Lützel-flüh: *Jeremias Gotthelf und sein «Neuer Berner-Kalender»*.
- seit 2008 Barbara Mahlmann-Bauer und Christian von Zimmermann erarbeiten mit zwei Teams in Teilprojekten, die von der Gotthelf-Stiftung und dem SNF finanziert werden, die ersten Abteilungen der Gotthelf-Edition.
- 2009 Zweite Jahresausstellung der HKG in der Gotthelf-Stube, Lützel-flüh: *Jeremias Gotthelf und die Schule*.
- 2011 Michael Stolz und Christian von Zimmermann können gemeinsam mit philologischen Kolleginnen und Kollegen in Bern den Masterstudiengang «Editionsphilologie» eröffnen. Die Gelegenheit, im Rahmen ihrer Ausbildung auch in der HKG zu hospitieren, wird von Studierenden begeistert wahrgenommen.
- 2012 Die ersten acht Bände der HKG erscheinen. Das Team von Barbara Mahlmann-Bauer legt Text und Kommentar der *Politischen Publizistik* (2 Bände) vor. Das Team von Christian von Zimmermann kann Text und Kommentar des *Neuen Berner-Kalenders* (4 Bände), die *Predigten 1818–1823* und den Roman *Jacobs, des Handwerksge-sellen, Wanderungen durch die Schweiz* herausgeben.
- ca. 2038 Sämtliche der rund 67 Bände der HKG sollen vorliegen.



und Sitten- und Chorgerichts urteilte er im Sinne der notleidenden Gemeinden und empfahl Lösungen, die er als Erzähler verurteilte, wie etwa die Ausschaffung nicht heimatberechtigter schwangerer Frauen und liederlicher Hausväter aus Lützelflüh.

von Zimmermann: Man muss sich vorstellen, dass die Gemeinden damals mit sozialen Problemen konfrontiert waren, die sie aus eigener Kraft nicht bewältigen konnten. Die sozialen Sicherungssysteme, die seither aufgebaut wurden, gehen allerdings in eine Richtung, wie Gotthelf sie gerade nicht propagiert hat.

Gotthelf war sehr kritisch gegenüber Staat und Verwaltung. Warum das?

Mahlmann-Bauer: Er hielt nichts von zentralen Lösungen. Je grösser der Wasserkopf in Bern, umso weniger kümmerte sich der einzelne Bürokrat darum, was vor Ort los ist. Die Gemeinden bräuchten aber auch politisch geschulte Dorfpolitiker, um sich autonom zu verwalten.

Hingegen kämpfte Gotthelf dafür, dass die Religion eine zentrale Rolle behält. Heute ist sie weitgehend aus dem Alltag verschwunden.

von Zimmermann: Das sehe ich anders. Die Sehnsucht nach Antworten auf die grossen Fragen nach Liebe, Partnerschaft, Leiden und Tod, nach der Entstehung der Egoismen und der Gewalt, nach dem Ausgleich individueller Lebenswünsche und den Bedingungen des Zusammenlebens, welche die Menschen immer beschäftigt haben, ist ungeboren – trotz unserer vordergründigen



«Die Auseinandersetzung mit anderen Ethnien und ihren Religionen bringt uns zurück zur Frage: Auf welche alteuropäischen Werte können wir uns besinnen? Dazu hat Gotthelf einiges zu sagen.»

Rationalisierung und Säkularisierung. Und dazu finden sich bei Gotthelf erstaunlich viele zeitlos weise Beobachtungen zur menschlichen Natur.

Mahlmann-Bauer: Die Auseinandersetzung mit anderen Ethnien und ihren Religionen bringt uns zurück zur Frage: Auf welche alteuropäischen Werte können wir uns besinnen? Dazu hat Gotthelf einiges zu sagen – und zwar gerade der damals unzeitgemässe Gotthelf, der von den Radikalen verspottet wurde.

Was würden Sie Gotthelf fragen, wenn Sie könnten?

Mahlmann-Bauer: Ich würde ihn fragen, welche Zeitung er am liebsten liest, was er vom Programm der SVP hält, ob er sich von Christoph Blocher recht verstanden fühlt, welche Lösungen er für eine europäische Asylpolitik sähe und was er über das Zusammenleben von Juden, Muslimen und Christen in den modernen Gesellschaften denkt. **Haben Sie eine Vermutung, wie er antworten würde?**

von Zimmermann: Die klare Vermutung ist, dass viele, die sich heute auf Gotthelf berufen, mit einem sehr querköpfigen Bitzius konfrontiert würden ...

Aber Christoph Blocher sagt doch gerade, dass er Gotthelf schätze, weil er ein Querkopf gewesen sei wie er selbst einer sei.

von Zimmermann: Christoph Blocher ist sicher froh, dass andere Querköpfe nicht mehr leben.

Mahlmann-Bauer: Bitzius war unglaublich lernfähig. Und er hatte einen Blick für ethnische, soziale, religiöse Minderheiten und Benachteiligte. Und er wusste auch, dass man mit christlicher Wohltätigkeit alleine die sozialen Probleme nicht löst, da braucht es politische Instrumente.

Gotthelf gilt als Liberaler, der sich zum Reaktionär gewandelt hat.

Mahlmann-Bauer: Das greift zu kurz. Zu wenig beachtet worden ist bis jetzt die Konstanz seines politischen Denkens: Das republikanische Ideal, dass man die Probleme vor Ort in den Gemeinden lösen muss, und dass man die Menschen dazu erst einmal befähigen muss, indem man sie erzieht und in guten Volksschulen bildet. Erst als die Radikalen – also die Bundesstaatsgründer und späteren Freisinnigen – ihn ab 1845 mit sozialistischen Vergesellschaftungs-Idealen überholten, wurde er aus dieser Fremdsicht zum Reaktionär.



«Wir können Gotthelf wieder spannend machen, indem wir ihn mit allen Ecken und Kanten und auch in seinen Widersprüchen darstellen.»

von Zimmermann: Denjenigen, die damals ihre Rezepte für die Schweiz hatten – sei es auf der radikalen Seite, sei es auf der katholisch-konservativen Seite – hielt er schonungslos den Spiegel vor: Ihr müsst zuerst den Menschen erziehen, bevor ihr überhaupt daran denken könnt, eine gemeinsame Schweiz zu bilden. Und die Erziehung des Menschen zu selbstverantwortlichen und sozialverträglichen Bürgern ist für ihn immer verbunden mit den christlichen Grundwerten. Dabei vermittelt er nicht einfach klare Vorgaben wie andere Volksaufklärer, sondern animiert seine Leser zu kritischem Mitvollzug und eigenem Nachdenken, was seine Texte auch literarisch anspruchsvoller macht. Ich sehe Gotthelf als einen Erzieher zu Mündigkeit.

Kontakt: Prof. Dr. Barbara Mahlmann-Bauer und PD Dr. Christian von Zimmermann leiten gemeinsam die historisch-kritische Gotthelf-Edition, barbara.mahlmann@germ.unibe.ch, christian.vonzimmermann@germ.unibe.ch

Ein guter Prediger vor halbleeren Bänken

Die erste vollständige Edition der knapp 480 Predigten, Entwürfe und Notizen zeigt Bitzius als Verfasser lebensnaher Predigten. – Auf der Kanzel verfehlten diese aber ihre Wirkung.

Von Manuela Heiniger

Albert Bitzius scheint nur ein mässiger Erfolg als Prediger beschieden gewesen zu sein. Dies berichten Zeitgenossen ebenso wie er selbst, und hartnäckig hält sich das Vorurteil, er sei gar ein schlechter Prediger gewesen. Tatsächlich deuten Quellen darauf hin, dass er an einer Sprechbehinderung litt, die dazu führte, dass seine Stimme nicht sehr verständlich war. Ausserdem habe er mit zu hoher Stimme gepredigt. Bei einer Studenenaufführung des *Wilhelm Tell* etwa mussten die Szenen, in denen er den Melchthal spielen sollte, gestrichen werden, weil sein Sprechorgan ungenügend gewesen sei.

Er selbst schreibt kurz danach, im März 1817, an Bernhard Studer, den Sohn seines Onkels Samuel Studer: «Ich will das Predigtamt wählen, wozu ich freilich nicht die besten Organe besitze.» Zwölf Jahre später, im Zusammenhang mit der Berufung an die Heiliggeistkirche nach Bern, die ihm schlaflose Nächte bereitet habe, schreibt er seinem Freund und späteren Münsterpfarrer Carl Baggesen: «Ich bin nie ein tüchtiger Prediger gewesen, es fehlten mir besonders die physischen Anlagen dazu.» Seine Zuhörer scheinen das zu bestätigen, wenn die Gemeinde in Lützelflüh 1834 anlässlich der Kirchenvisitation urteilte, Bitzius predige unverständlich.

In den Gottesdienst kommen sie zum Schlafen

Seine Sprechbehinderung dürfte auf einen Kropf zurückzuführen sein, an dem er bekanntlich litt. So schildern etwa Zeitgenossen, er habe einen «dicken Hals» gehabt, sei auf Jodin angewiesen gewesen und sei sogar an dieser «übermässigen Halsanschwellung» oder den Folgen ihrer Behandlung gestorben.

Bitzius selbst nennt die Unzulänglichkeit im mündlichen Vortrag gegenüber seinem Freund Carl Bitzius mitunter als eine Ursache für seine Hinwendung zur Schriftstellerei. Ob

sie auch der Grund dafür war, dass seine Kirche – wie er selbst beklagte – oft «halb leer» war und worauf auch seine Gegner gerne hinwiesen, lässt sich nur schwer sagen. Vielleicht dürfte daran weniger seine Qualität als Prediger, sondern vielmehr die fortschreitende Säkularisierung Schuld gewesen sein. Bitzius selbst schreibt beispielsweise in einem *Bericht über die Gemeinde Utzenstorf* die Ursache für die Abneigung der Kinder gegenüber der Unterweisung vielmehr dem Zeitgeist als dem Lehrer zu. Damit liesse sich auch erklären, weshalb er Gemeindeglieder – unabhängig davon, an welche Gemeinde er seine mahnenden Worte richtete – regelmässig für deren Nichtbesuchen der Gottesdienste rügt. Am Bettag 1824 etwa kritisiert er die Zuhörer, dass sie am Sonntag stets besseres zu tun hätten als zur Kirche zu gehen, oder dass sie – wenn sie denn erschienen – im Gottesdienst schlafen würden:

«Wie viele gehen des Sonntags regelmässig in die Kirche? [...] die meisten alle Vierteljahre und viele gar nicht, mancher sieht die Kirche täglich von außen sein Weg führt in täglich an derselben vorbei, allein hin ein geht er nicht. Da haben sie am Sonntag ganz etwas anderes zu thun als dem Herrn zu dienen; [...] es wird gemistet, gegraset, gewaschen, gebacken &c. den ganzen Morgen hindurch, oder Tragheit und Faulheit febelt sie zu Hause; [...] Unter denen die zur Kirche kommen, wie viele kommen mit christlichem Ernst mit Andacht und Heilsbegierde, die meisten haben Ohren und hören nicht ihr Herz ist dick worden zu verstehen, und ein gut Theil schlafen. [...] So redet der Prediger in den Wind und die hölzernen Bänke und Stühle sind eben so aufmerksame Zuhörer als die lebendigen

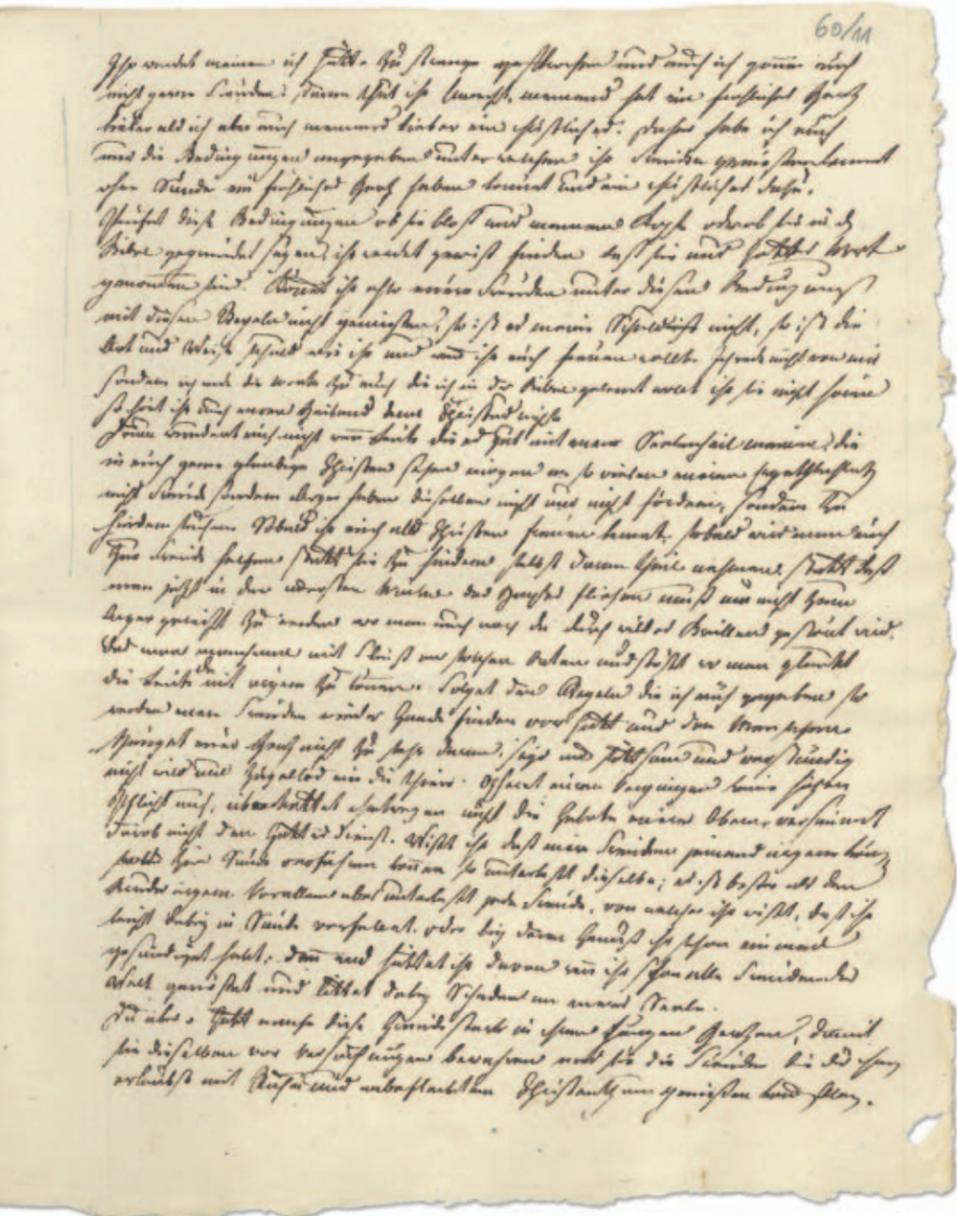
Albert Bitzius' Werdegang als Pfarrer:

1797	Geburt in Murten.
1805	Vater Sigmund Friedrich Bitzius (1757–1824) wird als Pfarrer nach Utzenstorf gewählt.
1812	Literaturschule in Bern, Bitzius wohnt bei Samuel Studer, dem Bruder der ersten Frau seines Vaters, Theologieprofessor an der Akademie in Bern.
1814–1820	Student an der Akademie in Bern.
1820	Theologie-Examen und Promotion zum Kandidaten des Predigtamtes sowie Zuteilung als Vikar bei seinem Vater in Utzenstorf.
1821/22	Zwei Semester Theologiestudium in Göttingen, ab Mai 1822 wieder Vikar in Utzenstorf.
1824	Tod von Sigmund Bitzius. Versetzung als Vikar nach Herzogenbuchsee.
1829	Vikar in der Heiliggeistkirche in Bern.
1831	Vikar in Lützelflüh.
1832	Bestallung zum Pfarrer in Lützelflüh bis zu seinem Tod im Jahr 1854.

Menschen. [...] So viele fangen den Sonntag mit Unzucht an, und beschließen ihn eben so. Das Wirthshaus wird besucht statt der Kirche, dort wird geflucht und getrunken gestritten und gelärmt, [...]»

Da vergeht ihm die Lust zur Predigt Unchristliches Betragen, die geringe Zahl der Zuhörer sowie die Tatsache, dass man es den Anwesenden nie «recht machen» könne, raubten Bitzius oftmals die Lust zur Predigt, wie er am 9. Mai 1824 in einer Predigt gesteht, und liessen ihn nachlässig werden. Auch dies spricht viel eher für einen Wandel im Zeitgeist als dafür, dass er als Prediger untauglich gewesen wäre.

Für den geschriebenen Text lässt sich das Vorurteil, Bitzius sei ein schlechter Prediger gewesen, ohnehin nicht bestätigen. Ihm wurde von zeitgenössischen Theologen mitunter vorgeworfen, seine Predigten seien zu narrativ, zu wenig diskursiv oder analytisch. Aber gerade darin liegt auch seine Stärke, und sein eigenes Predigtideal wird darin offenbar. Für ihn vermittelt eine ideale Predigt Einsichten mittels Erzählungen, Gleichnissen und alltäglichen Beispielen, also durch eine allgemein verständliche, weltliche Darstellung. Im Roman *Geld und Geist* bringt er diese Ansicht auf den Punkt: «So redete der Pfarrer im allgemeinen, führte aber das Allgemeine im Besondern näher durch und belegte alles mit dem Leben.» Bitzius versteht sich als ein Mann des Volkes, für den der seelsorgerisch-erzieherische Zweck der Predigten wichtiger war als analytische oder an einer Homiletik (Predigtrhetorik) ausgerichtete Predigten. Bereits in der Akademie-Zeit schreibt er in einem Brief an seinen Vater: «Meine ganze Geistes-Konstitution [ist] mehr auf Wirksamkeit im praktischen



Als junger Vikar fertigte Albert Bitzios noch ausführliche Predigtentwürfe an wie in diesem Beispiel von 1823. Je mehr er später literarisch schrieb, desto freier predigte er.

für das Jahr 1844 teils wörtlich wieder auf. Es fällt auf, dass Bitzios mit zunehmendem literarischem Engagement vermehrt auf die schriftliche Ausformulierung seiner Predigten verzichtet hat und diese nunmehr frei oder mit Hilfe von Notizen oder Kanzelkonzepten gehalten hat. Das freie Vortragen wurde den Predigern in Lehrbüchern zwar ausdrücklich empfohlen. Besonders sein Vater habe ihm, so Bitzios, das Ablesen der Predigten und den Gebrauch von Konzepten abgewöhnt. Es stellt sich aber die Frage, ob Bitzios, dessen Stärke augenscheinlich in der Schriftlichkeit liegt, diese nun nicht vielmehr in seiner Tätigkeit als Schriftsteller einzusetzen bestrebt war und somit seine pastorale Tätigkeit auch auf ein Feld ausdehnte, in welchem ihm mehr Erfolg beschieden war – und wo ihm seine Sprechbehinderung nicht im Weg stand.

Zahlreiche Bezüge zum literarischen Werk

Sein pastorales Wirken manifestiert sich – nebst der fortdauernden mündlichen Predigtstätigkeit – nun also auch insofern, als die in den Predigten angedachten anthropologischen Fragen in wortgetreuer oder zumindest sinngemässer Manier in sein literarisches Werk Eingang finden. Ausserdem spielen ganze Gottesdienste als Binnenhandlungen eine zentrale Rolle für den Erzählverlauf von Romanen wie etwa *Geld und Geist*, in welchem die Worte des Pfarrers im Sonntagsgottesdienst eine Wendung zum Guten hin bewirken und Änneli den richtigen Weg weisen.

Die bisher kaum bekannten Predigten erweisen sich als eine Fundgrube, in der nicht nur lesenswerte Texte zu entdecken sind, sondern sich auch zahlreiche Bezüge zum literarischen und publizistischen Werk aufzeigen lassen sowie Einsichten in das christliche Denken und die pastorale Praxis von Albert Bitzios gewonnen werden können.

Kontakt: Manuela Heiniger, SNF-Doktorandin und Mitarbeiterin an der Gotthelf-Edition, Herausgeberin des ersten Textbandes der Edition der Predigten, manuela.heiniger@germ.uniibe.ch

Leben berechnet als auf die tiefen Studien. In der ersten Wissenschaft werde ich nie was leisten.»

Bitzios ist zwar vom christlichen Gedankengut völlig durchdrungen, er ist aber kein Mann des abstrakten systematischen Denkens oder der blossen Gelehrsamkeit und will es auch nicht sein. Seine Predigten sind in einem Ton des Persönlichen, Lebensnahen und Menschlichen geschrieben. Weil die Dinge, über die wir Bescheid wissen sollten «geistiger übersinnlicher Art und oft so göttlich sind, daß unsere Menschensprache in ihrer wahren Gestalt sie nicht faßen kann», erzählt er Gleichnisse. Es geht ihm nicht darum, verworrene Wortspielereien zu vollführen, sondern darum, dass der Mensch Gott erkennt und gebessert wird.

Mehr Erfolg als Schriftsteller

So enthalten seine Predigten, die überwiegend sehr säuberlich niedergeschrieben und sorgfältig ausformuliert sind, eindrückliche, später in den Erzählungen und Romanen wieder aufgenommene Gedankengänge und sprachliche Bilder. Nur ein Beispiel dafür ist seine Auseinandersetzung mit dem Menschen als Doppelwesen: Dieser sei zugleich ein körperliches und ein geistiges Wesen. Als solches habe er seine «tierische» Natur abzulegen, seine Fehler zu bekämpfen und den Geist auszubilden, um einem Engel gleich zu werden. Diese Thematik formuliert er etwa in einer Predigt vom 11. August 1822 aus und greift sie sowohl im *Schulmeisterroman* von 1838/39 als auch im Kalendertext *Demuth* im Neuen Berner-Kalender





Bitzios als streitlustiger Journalist

Albert Bitzios trat seit seiner Vikarszeit als unbequemer Journalist an die Öffentlichkeit. Er liess sich meistens durch Artikel Anderer provozieren, die man kennen muss, um seinen Standpunkt zu verstehen. Die Zeitungslektüre schärfte seinen Witz und weckte seinen Widerspruchsgeist.

Von Barbara Mahlmann-Bauer

Die zahlreichen «Einsendungen» von Albert Bitzios an die damaligen Berner Zeitungen, die nun in einer umfassend kommentierten Neuedition vorgelegt werden, zeugen immer von einem brennenden Interesse für die soziale Frage, die Aufgaben des modernen Staats und seine Organisation im Dienste des Gemeinwohls und der Chancengleichheit aller. Die Berner Presse lieferte ihm reichlich Anschauungsmaterial, denn dort beherrschten folgende Tagesthemen die Spalten: Die Politik in der Hauptstadt, die Diskrepanz zwischen ehrgeizigen Verfassungszielen und Politikern, die sich mit deren Umsetzung schwer taten. Oder der Bildungsnotstand auf dem Land, der Wandel von Wirtschaft und Industrie, die Vermehrung der Armen, die Unterstützung beanspruchten. Themen waren auch die Aufgaben der Gemeinden, in die Bitzios als Pfarrer, Schulkommissär und Mitglied der Armenkommission sowie des Sittengerichts involviert war.

Erfolg dank anschaulich-drastischem Stil

In 155 Zeitungsartikeln kommentierte Albert Bitzios von 1828 bis 1854 das politische Geschehen einer turbulenten Zeit, die den Berner Kantonsbürgern mehr Mitbestimmung bescherte. 15 von ihnen werden im Textband «Politische Publizistik» erstmals abgedruckt. 131 der Artikel sind namentlich gesichert, 24 können Gotthelf mit grosser Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden.

84 Artikel Gotthelfs erschienen bis Ende 1845 im ersten Publikationsforum der Berner Liberalen, im «Berner Volksfreund». 20 weitere waren für die Publikation im «Volksfreund» vorgesehen. Bis 1845 wurden 8 Artikel in anderen Blättern veröffentlicht. Seit 1846 nahm der «Schweizerische Beobachter» mehrere Einsendungen Gotthelfs auf. Ab 1849 stand ihm der christlich orientierte «Oberländer Anzeiger» offen, obwohl er bestritt, für diesen Beiträge zu liefern. Mit 32 meist kurzen Artikeln machte Bitzios 1832 bis 1836 auf Missstände aufmerksam, bevor er seinen ersten Roman schrieb. Am produktivsten war er als Journalist 1838 bis 1840,

als radikale Stimmen zugunsten der Aufnahme politischer Flüchtlinge die Schweiz in aussenpolitische Bedrängnis brachten und der konservative Züriputsch durch die Berufung des umstrittenen Theologen David Friedrich Strauss an die Zürcher Theologische Fakultät ausgelöst wurde. 38 Artikel decken in diesem Zeitraum ein sozialkritisches Spektrum ab, das er auch im *Bauernspiegel* und in *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* ermesst hat. Bitzios wurde, je mehr die Konkurrenz der Berner Zeitungen zunahm, um Artikel in seinem bekannten anschaulich-drastischen Stil gebeten. 1839 bis 1840 wurden sechs Einsendungen Gotthelfs sogar als Leitartikel gedruckt, 1844 bis 1845 waren es drei.

53 Artikel betreffen Lokalpolitik. In 24 Artikeln nahm Bitzios zur Bildungspolitik Stellung. 21 Einsendungen thematisieren Probleme der Kirche und Aufgaben der Geistlichen. Seine Ansichten zur Armenziehung und -versorgung kommen in 11 Artikeln zum Ausdruck. Unfähige, egoistische Dorfpolitiker und eine auf ihren eigenen Vorteil bedachte städtische Politikerelite kanzelte Gotthelf in Schmähchriften ab, deren Veröffentlichung in einigen Fällen am aggressiven und grob-spöttischen Ton der Anklagen und Enthüllungen scheiterte.

Im zeitsungsreichsten Kanton der Schweiz

Die «Appenzeller-Zeitung», die seit dem 5. Juli 1828 gegen patrizische Bevormundung zu Felde zog, war im Kampf um Pressefreiheit tonangebend. Glarus führte am 19. Mai 1829 die Pressefreiheit ein, Zürich am 15. Juni, Luzern am 29. Juni, und der Kanton Aargau hob die Pressezensur am 7. Dezember 1829 auf. Nur in Bern dauerte es bis zum 21. Oktober 1831. Daher wurde der «Volksfreund» ab dem 24. Februar 1831 in Solothurn gedruckt. Ab dem 27. Oktober 1831 erschien der «Volksfreund» bei Carl Langlois in Burgdorf. Ihm blieb Bitzios auch in den Jahren 1844/45 treu, als das liberale Blatt von links und rechts bedroht wurde. 1831 bis 1848 war Bern der zeitsungsreichste Kanton in der Schweiz. Die kommentierte Edition der

politischen Publizistik bietet Gotthelfs Meinungsäusserungen erstmals in der Stimmenvielfalt der zeitgenössischen Presse dar.

Der liberale Umstürzler

Im Dezember 1830 lancierte Bitzios einen nur handschriftlich überlieferten Aufruf an die Landbevölkerung und die nicht-patrizischen Bürger Berns, gemeinsam gegen die Patrizierherrschaft vorzugehen und politische Mitbestimmung zu erwirken. Der liberale Umsturz, in dessen Folge am 13. Januar 1831 die Patrizierregierung zurücktrat und politische Mitbestimmung als Grundrecht in der Verfassung verankert wurde, verdankt sich der Zusammenarbeit der Burgdorfer Brüder Hans, Karl und Johann Ludwig Schnell mit Albert Bitzios und anderen liberalen Meinungsführern. Die Ziele der Berner Verfassung waren ehrgeizig: Bildungschancen für alle, besonders für Kinder vom Lande, Reform des Armenwesens, Justiz- und Strafrechtsreform sowie mehr Mitbestimmung auf Gemeindeebene.

Da Reglemente zur Umsetzung bis Mitte der dreissiger Jahre fehlten und das dazu nötige Personal erst geschult werden musste, entstand ein Reformstau. Dies stimmte den Schulkommissär und Zeitzeugen sozialer Not- und Härtefälle als Mitglied des lokalen Sittengerichts und mit ihm die Liberalen der ersten Stunde ungeduldig – und veranlasste Bitzios zu satirischen Unmutsäusserungen über Dorfagnaten und Untertanengeist. Bitzios vollzog dieselbe Entwicklung wie die Brüder Schnell: Als sie 1834/35 und erneut 1838/39 die kriegerisch provozierenden Töne patriotischer Politiker in der Aussenpolitik gegenüber Frankreich und der konservativen Metternich-Allianz ablehnten und deswegen ihre Regierungsämter niederlegten, wurde auch Gotthelf als ihr konservativer Verbündeter wahrgenommen. Mit den Schnell-Brüdern teilte er das Misstrauen gegen die deutschen Flüchtlinge, die einflussreiche Positionen in der Presse, Justiz und der Berner Hochschule inne hatten. Die illegale Entsendung bewaffneter Freischaren im Dezember 1844 und April 1845 nach Luzern besiegelte das Schicksal der Regie-

Bitzium war ein enger Freund des «Volksfreunds» aus Burgdorf: Er blieb dem liberalen Blatt als Publizist treu, als es von links und rechts bedroht wurde.



zung unter Charles Neuhaus, dem Chef des Erziehungsdepartements und Förderer der Hochschulkarriere des deutschen Naturrechters Wilhelm Snell. Als Schultheiss hatte Neuhaus die paramilitärischen Umtriebe zur Vertreibung der Jesuiten aus Luzern gedeckt und wurde Opfer satirischer Attacken Gotthelfs.

Das Feindbild der neuen radikalen Elite

Dank ihrem politischen Niveau erwies sich die Berner Presse als Übungsfeld für den sozialkritischen Schriftsteller. Die Konfrontation mit sozialen Missständen, die der Pfarrer und Schulkommissär kennenlernte, der begrenzte Raum für Kritik am politischen Tagesgeschehen in Blättern, die kaum über die Kantonsgrenzen hinaus wirkten, und der Umstand, dass die Politiksatiere angesichts mangelnden politischen Einflusses verpuffte, stimulierten Bitzium zu fiktionalen Schreiben. Der «Volksfreund» warb unter Leitung seines energischen Redaktors Johann Jakob Reithard ab 1837 für Gotthelfs Werke. Je mehr das Ansehen des Volksschriftstellers wuchs, wozu auch Anzeigen und Würdigungen seiner Neuerscheinungen in der Berner und Zürcher Presse sowie in der international verbreiteten Augsburger «Allgemeinen Zeitung» beitrugen, um so mehr fürchteten die Radikalen seinen Einfluss in einem Netzwerk konservativer Kräfte. In der «Berner Zeitung», die Jakob Stämpfli ab 1845 herausgab, war der Pfarrer von Lützelflüh ein allgegenwärtiges Feindbild. Bitzium dämonisierte dagegen den jungen politischen Aufsteiger als Antichrist. Entgegen dem Vorurteil der Radikalen, dass sich der wortgewaltige Pfarrer von Lützelflüh seit 1844 gegen sie mit patrizischen Kräften und den Jesuiten verbündet habe, vermied Bitzium in seinen Zeitungsartikeln seelsorgliche Ermahnungen zunehmend und konzentrierte sich auf die politischen Sachfragen. Im Frühjahr 1850 unterstützte Bitzium die konservative Opposition publizistisch und engagierte sich an der Seite Eduard Blöschs und Hans Schnells im Vorfeld der zweiten Nationalratswahlen im Herbst 1851.

Für Autonomie, gegen Bürokratie

Durch seine Erfahrungen bei der Organisation der Armererziehungsanstalt in Trachselwald seit 1835 bedingt, hatte Bitzium eine Abneigung gegen Massnahmen zur Zentralisierung politischer Aufgaben. Dadurch entfernte sich die städtische Beamtenschaft von den akuten Belangen der Gemeinden und verliere aus den Augen, wie unterschiedlich

die Gemeinden durch heimatberechtigte Arme und die Invasion armer Heimatloser belastet waren. Der Journalist Bitzium lehnte die Kompetenzerweiterung kantonaler Behörden ab und verteidigte im Gegenzug die Autonomie der Gemeinden in der Finanz-, Wirtschafts- und Sozialpolitik. Dies weil sie die Eigenverantwortung der Familien stärke, für Einwohnergemeinde und Gemeinderat überschaubar und – was die Not der sozial Schwachen betraf – bürgernah sei. Kommunikationsprobleme zwischen Stadt und Land, Obrigkeit und uninformatierten Gemeindebürgern, kantonalen Besoldungsempfängern und mehr oder weniger arbeitsamen Habenichtsen, deren Erwerb zum Unterhalt einer Familie nicht ausreichte: Dies sind Dauerthemen von Gotthelfs Artikeln und in seinem literarischen Werk.

Starke Volksschulen und starke Familien

Aber dem «starken Staat», den Jakob Stämpfli seit 1845 zur nachhaltigen Lösung der zunehmenden sozial- und finanzpolitischen Aufgaben propagierte und dem er sogar Grundrechte wie das Recht auf Eigen-

tum unterordnete, gehörte die Zukunft. Für Bitzium war eine sparsame, sozial verträgliche Gemeindepolitik der Prüfstein für die politische Kultur der Bürger, die auf zwei Säulen ruhen müsse. Einerseits werde sie durch Schulpflicht und ein einheitliches, breites Bildungsangebot erzeugt, andererseits griffen Schule und religiöse Unterweisung erst dann, wenn der soziale Zusammenhalt der Familie gesichert sei. Transparenz der Verwaltung, rigorose Anwendung der Gesetze und Kontrolle der Beamten seien vorrangig Aufgaben eines bürgernahen Staates.

Das Eintreten für die Interessen der Gemeinden und deren traditionelle politische Spielräume sowie Misstrauen gegen staatliche Bürokratie bildet eine Konstante in Bitzium's Selbstverständnis als politischer Journalist. Dies meint er, wenn er in Romanvorden seinen Standpunkt als «christlicher Republikaner» betont.

Kontakt: Prof. Dr. Barbara Mahlmann-Bauer, ordentliche Professorin für Neuere Deutsche Literatur am Institut für Germanistik, Co-Leiterin der historisch-kritischen Gotthelf-Edition, barbara.mahlmann@germ.unibe.ch

Das Krokodil im Silberauschachen

Erstmals wird mit dem von Gotthelf geführten *Neuen Berner-Kalender* ein Volkskalender in einer vollständigen kritischen Edition vorgelegt. Zum Vorschein kommen etwa satirische Qualitäten, deren politische Dimension bisher ausgeblendet worden ist.

Von Christian von Zimmermann

Der Triumph, den der Lützelflüher Pfarrer Albert Bitzium und durch seinen *Bauern-Spiegel* gerade bekannt gewordene Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf empfunden haben muss, ist noch aus seinen damaligen Briefen zu erkennen: Stolz verkündet Bitzium, ihm sei die Redaktion eines Volkskalenders angetragen worden. In der Tat war dies für einen angehenden Volksschriftsteller eine unschätzbare Gelegenheit. Die auf grobem Papier in traditionellen Lettern gesetzten Quartheftchen mit Jahreskalendarium, Wetterprognostik und umfangreichem Textteil waren damals eine der breitenwirksamsten Publikationsformen. Der *Neue Berner-Kalender*, den Bitzium im dritten Jahrgang übernahm, hatte eine Verkaufsaufgabe von fast 12 000 Exemplaren: Das war zehn- bis zwanzigmal soviel wie die Abonnentenzahlen der damaligen Berner Zeitungen. Ebenso wie andere bekannte Kalenderredakteure wie Johann Peter Hebel, Berthold Auerbach oder Alban Stolz gehört Bitzium zu jenen engagierten Kalendermännern, die nun ihr Druckerzeugnis als Autorenkalender führten, nahezu alle Beiträge selbst schrieben und dem Medium einen je eigenen Charakter einprägten.

Für sechs Jahrgänge, von 1840 bis 1845, nahm Bitzium die Redaktion wahr. Er gestaltete den Kalender als einen Teil seiner pastoralen Tätigkeit, den er aber nicht im Gestus der Predigt schrieb. Vielmehr suchte er seine christlichen Anschauungen in einer erzählenden und sprachlich den Lesern und Leserinnen angepassten Weise zu vermitteln. Er nutzte erzählerische Fantasie, Satire und politische Kommentare, lockerte die grossen Themen des Kalenders wie Glaube, Liebe, Hoffnung, Furcht, Demut, Sanftmut durch anekdotische Erzählungen und sprühenden Witz auf. Das zentrale Anliegen war es, die dem modischen Geist der Zeit verfallenen Menschen auf jene ewigen Wahrheiten zurückzuführen, die sich christlich aus der Sündennatur, anthropologisch aus den Trieben und Leidenschaften des Menschen ergeben. Wie wichtig Bitzium die Inhalte des

Kalenders waren, zeigt sich in den Diskussionen, die er mit Pfarrerkollegen im Trachselwälder Pfarrverein oder mit Briefpartnern wie dem Basler Theologen Karl Hagenbach über einzelne Kalendertexte führte.

Stilblüten, Zeitungsenten und ein Aufschneider

Den «Zeitgeist» spürte er ebenso im anmassenden Verhalten von Dienstmädchen, Eltern und Hausvätern auf wie in Grossratsverhandlungen oder einer oberflächlichen Berichterstattung in den Zeitungen. Zwar beteiligte sich der Lützelflüher Pfarrer selbst leidenschaftlich mit Zeitungseinsendungen an den politischen und gesellschaftlichen Tagesdebatten (siehe Seite 13), die grossen weltanschaulichen Themen blieben jedoch dem Kalender und zunehmend dem Romanwerk überlassen. Es ging ihm aber nicht nur darum, die Zeitungsdiskussionen im Rückblick des Kalenders nochmals Revue passieren zu lassen und zu bewerten. Vielmehr kritisierte Bitzium auch die Schreibpraxis der Presse – indem er etwa umfangreiche Stilblütensammlungen beispielsweise aus Kleinanzeigentexten anlegte, – oder die zeitge-

Albert Bitzium und der Neue Berner-Kalender

- 1832 Bitzium wird Pfarrer in Lützelflüh.
- 1834/35 Bitzium bemüht sich um die Redaktion eines neuen Volkskalenders; seine Vorschläge werden abgelehnt.
- 1836 *Der Bauern-Spiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf* erscheint.
- 1837 *Der Neue Berner-Kalender für das Jahr 1838* erscheint unter Leitung eines anonymen Redakteurs.
- 1838 Bitzium wird die Redaktion des *Neuen Berner-Kalenders für das Jahr 1840* angetragen.
- Werke: *Die Wassernoth im Emmenthal am 13. August 1837; Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen. Leiden und Freuden eines Schulmeisters.*
- 1838/39
- 1839–44 Bitzium redigiert sechs Jahrgänge des *Neuen Berner-Kalenders*.
- 1842–45 *Bilder und Sagen aus der Schweiz* in sechs Bänden.
- 1843/44 *Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit den Doktern geht.*
- 1844/45 Freischarenzüge gegen die Jesuitenberufung im Kanton Luzern. – Bitzium's bloss gemässigte Jesuitenkritik setzt ihn in Widerspruch zur aufgeladenen politischen Stimmung. Er sieht sich gezwungen oder wird gezwungen, die Redaktion des *Neuen Berner-Kalenders* niederzulegen.
- 1846/47 Mit dem Roman *Jacobs, des Handwerksgelehrten, Wanderungen durch die Schweiz* greift Gotthelf die Themen auf, die er im Kalender nicht behandeln konnte: Jesuitenberufung und die kommunistische Agitation in der Schweiz.

nössische Praxis von Schimpfdialogen zwischen Zeitungseinsendern, die sich mit Repliken und Gegenrepliken traktierten. Auch für Zeitungsenten und für Lückenfüller einfallsloser Zeitungsschreiber hatte er ein Gespür, so etwa für die in regelmässigen Abständen wiederkehrende Nachricht, im Solothurnischen habe der starke Wind einem Mädchen unter die Röcke gefasst oder es gar durch die Luft gewirbelt.

Die kuriose Zeitungsmeldung, ein bekannter englischer Offizier habe Delphine mit Luftkissen versehen und reite nun mit ihnen wie auf einem natürlichen Dampfschiff durch die Irische See, band Bitzium in seine aberwitzige Satire *Reisebilder aus den Weltfahrten eines Schneiders* ein. So stellte er die Zeitungsmeldung in den Zusammenhang mit der bekannten Lügnerzählung einer Walschiffahrt, wie sie schon Lukian und Gottfried August Bürgers Baron Münchhausen erzählen.

Mit dem reisenden Schneider schuf Bitzium einen Lügnerzähler, mit dem er in geradezu galoppierender Phantasie und Komik die Zeitzustände karikierte konnte. Der Schneider berichtete etwa von seinen

abenteuerlichen Reisen durch ein fernes Land, in welchem an jedem Baum ein Wirtshausschild hänge: gemeint war das Emmental zwischen Oberburg und Sumiswald. Er schickte den Schneider nach Holland, um dort der unglaublich hohen Zürcher Butterproduktion nachzuspionieren, als sich eine Expertenkommission der Tagsatzung unter Leitung des liberalen Berner Politikers Charles Neuhaus mit viel zu hohen Exportzahlen blamierte. Jahrgang für Jahrgang war der aufschneidende Schneider eine Leitfigur im Kalender.

Satire kratzt am Gotthelf-Bild

Schon diese Texte zeigen die Tendenz des Bitzius-Kalenders zur Satire, die er unter anderem mit Peter Felbers und Martin Distelis bekanntem *Schweizerischen Bilderkalender* teilte. Dass sich Bitzius während seiner Redaktion einen neuen Zeichner für die Kalenderredaktion suchte und dabei auf den Disteli-Freund Heinrich von Arx verfiel, den politisch radikalsten und als Trinker moralisch eher unzuverlässigen Zeichner des radikal bis kommunistisch auftretenden Berner *Gukkasten*, spricht für sich: Nicht Sittenstrenge und politische Linientreue waren die Grundlage für die Entscheidung, sondern die Qualität der satirischen Feder. Heinrich von Arx schuf gelungene Illustrationen zu den Schneider-Erzählungen, welche die satirischen Qualitäten des Textes zeichnerisch passend umsetzen.

Die satirischen Texte des Kalenders umfassen neben den Schneidererzählungen eine grandiose Satire auf das Berner Patriziat, das die Wende zum neuen Bern verpasst habe, ein tumultuarisches Treffen Berner Köchinnen auf dem Kasinoplatz, welches zur Satire auf die politischen Fehden ihrer Dienstherrn wird, den Brief einer Kuh an den Kalendermacher über das Käseriwesen, Dienstbotengespräche und ähnliches mehr.

Nicht alle diese Texte fanden die Gnade der Gotthelf-Leser. Die älteren Gotthelf-Editoren Rudolf Hunziker und Hans Bloesch distanzieren sich vorsichtig von satirischen Texten, die vollkommen unverständliche Ausgebirten einer überbordenden Dichterphantasie seien; der Verleger der *Sämtlichen Werke* hatte Angst, die Kalendergeschichten würden ein schlechtes Licht auf den beliebten Romanautor.

Wer hat Angst vor dem Krokodil?

Besonders die Erzählung *Das Krokodill* schien Hunziker und Bloesch allenfalls eine Satire auf einen lokalen Trinker zu sein, ohne dass sie hierfür nähere Belege liefern konnten. Die Geschichte könnte indes eine Satire auf

eine heutige Zeitsense sein. Der Erzähler berichtet von Gerüchten, im Aargau sei ein Krokodil gesichtet worden, welches nun – nachdem es womöglich die Strengelbacher verschlungen habe, – sich allmählich in Bern, und zwar im «Silberauschachen», breit mache (die Leser sollten wohl an Goldbach oder Rüegsauschachen denken). Das Setting entspricht also etwa den Nachrichten vom Schwarzen Panther in Bätterkinden vom Mai 2012.

Bitzius, ein wahrlich begnadeter Sozialpsychologe, beschreibt genau die Reaktionen der Berner auf das Gerücht, die Art und Weise wie das Gerücht sich verbreitet, ange-reichert wird, Verdächtigungen und Misstrauen nach sich zieht. Schliesslich wird das Krokodil als ein harmloser Schnapstrinker entlarvt, dessen animalische Laute in einem lautstarken Aufgrochsen bestehen. Nebenbei flicht Bitzius hier eine Satire auf unbrauchbares Wissen ein, wenn er die Berner eher in ihren ABC-Büchern und Naturkunde-Lexika nach den Eigenheiten des Krokodils suchen lässt, als nach einer Klärung des Gerüchtes.

Wer hat Angst vor den «Sans Papiers»?

Ein Teil der Leserinnen und Leser mag die Erzählung wie die Herausgeber der *Sämtlichen Werke* allein auf dieser Ebene gelesen haben – und schon so ist sie eine amüsante und gelungene Satire. Bitzius hatte aber offenbar noch anderes im Sinn. In den ersten Sätzen scheint er eine tiefer gehende Bedeutung abzuwehren: «Im Jahr 1838 hat es einen großen Lärm abgesetzt und viele Angst im Schweizerlande. Ich meine nicht den Schnäuzlikrieg von wegen Louis Napoleon, wo auch viel verschossen wurde, wenn auch nicht Pulver, so doch Worte, indem viel vergossen wurde, wenn auch nicht Blut, so doch Wein, auch Most im Thurgau draußen.» Es geht um den Napoleonhandel, in welchem sich die radikalen Kantone («Schnäuzlikräger») gegen ein Auslieferungsbegehren Frankreichs stellten, welches von der Schweiz forderte, Louis Napoléon Bonaparte, der 1836 erfolglos einen Putschversuch gegen die Julimonarchie unternommen hatte, den französischen Gerichten zu überstellen. Louis Napoléon, der spätere Napoléon III, war jedoch Doppelbürger mit Heimatrecht im Thurgau, weswegen die Auslieferung verweigert wurde. Der Napoleonhandel führte zu einer der schwersten aussenpolitischen Krisen der Schweiz im 19. Jahrhundert.

Bitzius beklagte sich noch 1842 im *Neuen Berner-Kalender* darüber, dass man eher für das Heimatrecht Louis Napoléons eine sol-



Eine Briefe schreibende Kuh, Delphine mit Luftkissen, und ein allzu menschliches Krokodil: Gotthelfs populärer *Berner-Kalender* sprüht vor Witz und Satire.

che Krise in Kauf nehme, als dass man sich um die zahlreichen Heimatlosen im eigenen Land bemühe, die ohne Papiere von Kanton zu Kanton gehetzt und wie wilde Tiere behandelt würden: «O ihr Staatsknaben! seit Jahren laßt ihr unglückliche Heimathlose der Heimath entbehren, treibt sie wie schädliches Wild von Kanton zu Kanton, weil euch einige tausend Gulden zu ihrer Einbürgerung reuen, und aus Sympathie für einen prinzlichen Taugenichts verschleudert ihr Hunderttausende, setzt die Ruhe eines ganzen Landes auf's Spiel, dessen Ehre so wenig gefährdet war, als jetzt die Ehre Frankreichs.»

Heimatlose wie wilde Tiere verscheucht

Nicht nur Bitzius beklagte die rechtlose Situation der Heimatlosen. Johann Conrad Vögelin liess 1838 eine Schrift drucken, in der er anprangerte, dass trotz mancher Anstrengungen, sich das Problem nach wie vor nicht gebessert habe: «Im Gegentheile, in den letzten Jahren erneuerten sich die erbarmungslosesten Verfolgungen und förmliche Treibjagden gegen diese Unglücklichen, die doch ihr Elend nicht verschuldeten und ihm eben so wenig aus eigener Kraft abzuhelpen vermögen. Wer von uns sah noch nie mit erbarmendem Blicke ganze Scharen solcher Jammergestalten, oft bei der schlechtesten Witterung, in der härtesten Jahreszeit, nur kümmerlich bekleidet, mit manchem hilflosen Säuglinge, von Landjägern vielmals unter unbarmherzigen

Gotthelfs Kalenderfigur des «weltfahrenden Schneiders» reist als eidgenössischer Ankenkommissär nach Holland, wo er nach den sagenhaft grossen Zürcher Butterexporten fahndet. Die Kalendergeschichte ist eine Satire auf den Berner Politiker Charles Neuhaus, der sich mit viel zu hohen Zahlen zum Butterexport blamiert hatte.



Misshandlungen durch das Land geleitet, um über die Grenze gejagt und auf fremdem Boden neuem Elende und neuer Verfolgung Preis gegeben zu werden? [...] Schande aber den Menschen, welche Mitbrüder, [...] gleich wilden und gefährlichen Thieren behandeln, statt ihnen Hülfe und Liebe zu erzeigen nach der Weise des barmherzigen Samariters.» Ein solches wildes Krokodil jagen vermeintlich die Emmentaler in der Kalendererzählung.

Um die kritischen Töne von Bitzius' Satire aufzudecken, bedarf es heute eines eingehenden Kommentars, der die verdeckten Bezüge aufdeckt und etwa parallele Äusserungen von Vögelin zugänglich macht. Die Botschaft des Textes, sich nicht nur dem Tagesgeschrei um Louis Napoléon oder Zeitungsgerüchten zu widmen, sondern den Menschen in seinen Grundbedürfnissen wahrzunehmen und mitmenschlich zu handeln, hat an Aktualität nichts eingebüsst.

Und die Zeitsense? Sie gab es nach unseren Recherchen tatsächlich nicht. Bitzius griff aber auf Aargauer Ortssagen zurück, die von Bachtieren und Krokodilen in Aargauer Weihern berichten.

Kontakt: PD Dr. Christian von Zimmermann, Inhaber der Gotthelf-Dozentur am Institut für Germanistik, Co-Leiter der historisch-kritischen Gotthelf-Edition, christian.vonzimmermann@germ.unibe.ch



Misthaufen, Jauche-Wrestling und der liebe Gott

Gotthelfs Werk dreht sich vielfach um Jauche, Gülle – oder Bschütli –, zentraler noch um den Misthaufen: Wer hat den grössten, wer den reinlichsten im Land? Im literarischen Spiel mit Fäkalien offenbart sich der soziale Status der Gotthelf-Figuren. Doch zuweilen geht es auch schlicht um die Lust am Ekligen.

Von Stefan Hummel

Es gibt auch in der Literatur über die Zeiten hinweg eine Faszination für Ansammlungen tierischer Exkreme, ob mit Stroh vermischt oder in flüssiger Form. Zuweilen sind Mist und Gülle schlicht Bestandteile des bäuerlichen Alltags. Sie dienen darüber hinaus als literarische Verweismittel oder stellen einen Tummelplatz rein ästhetischer Bedürfnisse dar, wo Lachen und Ekel gleichermaßen ihren Platz haben können.

Auch durch Jeremias Gotthelfs Werk ziehen verschiedentlich Ausdünstungen und verläuft sich die Jauche auf den Strassen und vor den Häusern stehen «mächtig und prächtig Misthaufen, fein gezüpfelt und glatt getätschelt». Dies mag verwundern beim Pfarrer, weniger aber beim Volks- und Bauerndichter.

Wo Mist nicht unbedingt stinkt

Natürlich wetteifert man in der manchmal eifersüchtigen Bauernschaft miteinander, «wer am meisten Land» und den «grössten Misthaufen» hat, und «vor den Häusern» stehen «trotzig hingepflanzt die zierlichen, reinlichen Misthaufen». Andererseits sieht etwa das Stöckli zum Haus des ungeselligen Dorngrütbauer «akkurat aus wie der Hut, den ein Räuber sich in die Augen gedrückt» hält, und um das Haus herum «lebt die Mistgülle in süßer Freiheit». In einer Welt, da Mist nicht a priori stinkt, sondern wo Christ sich sprichwörtlich zu Mist gesellt – der Mist also als Gottes Segen gilt, wo sich am wirtschaftlichen Wohlergehen Gottes Wohlgefallen ermassen lässt –, da hängt vieles vom Mist ab. Er ist eine wertvolle landwirtschaftliche Ressource und verspricht zu-

gleich symbolisches Kapital – nicht zufällig verbürgt gepflegte und stattliche Misthaufen in Gotthelfs Geschichten eine Hauswirtschaft mit entsprechend hohem sozialen Ansehen. Die Ordnung des Hofes spiegelt sich in der Sorgfalt, wie der Haufen aufgeschichtet wurde, die Unordnung in der im Stall auslaufenden «Bschütte», im «Gsau».

Die fehlende Ordnung zeigt sich sogar in mangelhafter Textur der Exkreme. Denn ein Misthaufen besteht zwar aus natürlichem Material, ist aber durchaus zugerichtet und also ein künstliches Stück: Er ist «fein gezüpfelt und glatt getätschelt». Und weil nun einmal alle gerne Aufhebens um sich machen, soll ein bedingungslos staatstreuer Bürger sogar «sein und das kaiserlich österreichische Wappen in seinen Misthaufen geflochten und mit Mistkränzen verbunden» haben.

Dies mag eine Übersteigerung sein. Immerhin aber stellt Gotthelf starke emotionale Bindungen zwischen Bauern und ihren Misthaufen fest. So soll «manch Bauernherz» eigentlich «inniger» am reinlichen Misthaufen hängen «als manch Herrenherz an seiner Frau» – und ihn sogar «tätscheln». Misthaufen «glänzen schwarz und saftig, fast appetitlich»; andernorts «umfließt» die «braune Jauche» den Misthaufen, «gleichsam ein Pudding an brauner Sauce». Gepflegte Misthaufen können sogar einen intimen Raum schaffen. Nicht von ungefähr haben in *Anne Bäbi Jowäger* Wirt und Wirtin eine «Privatunterredung» hinter dem Mist und «tubaken» die reichen Bauern in der Kalendergeschichte vom *Eselkrieg im Reppacker* «akkurat hinter den Misthäufen».

Präzise verwertete Exkreme

Gottfried Keller meinte, Gotthelf steche mit seiner «kräftigen scharfen Schaufel» ein «Stück aus dem Erdboden» heraus, lade es auf den «literarischen Karren» und stürze diesen «mit einem saftigen Schimpfwort vor unsern Füßen um»: Da «stinkt und duftet es in friedlicher Eintracht durcheinander». Sein Vorwurf: Gotthelf trenne nicht aufmerksam genug zwischen sorgfältiger Schilderung des ländlichen Alltags und Derbheiten. Genau hier aber zeigt sich am Mist in Gotthelfs Werk, wie präzise selbst Exkreme verwertet werden können. Reichtum und Armut sind am Misthaufen ablesbar, so dass nicht selten die bescheidene Beobachtung eines würdig gepflegten Haufens ausreicht, den sozialen Status einer Wirtschaft zu klären. Darüber hinaus sind Misthaufen und Gülle auch psychologische oder moralische Indikatoren für eine Hausgemeinschaft oder für einzelne Figuren. Ausgerechnet im Haus des erwähnten Dorngrütbauern weiss denn auch niemand recht, wo sich die dortigen Jungfrauen rumtreiben, «werden wahrscheinlich auch in irgend einer Mistgülle geschnadert haben».

Das ist ein stark funktionales poetisches Verfahren: Mist ist Platzhalter, er hat eine Verweisfunktion. Das Verfahren entspricht sicherlich zu Teilen einer Bildsprache, wie sie Gotthelf auch als Pfarrer geläufig war. Anders als in heutigen Literaturwerken wie in Yu Huas Roman *Brüder* (2005/06), in dem Aborte und Jauchegruben zum Initiationsort der Latrinenvoyeure werden, oder in Wolf Haas' Kriminalroman *Der Brenner und der liebe Gott* (2009), in dem der delirierende

Detektiv seinem lieben Gott ausgerechnet auf dem Grund einer Jauchegrube begegnet, scheint bei Gotthelf die rein spielerische Freude am Dreck eher zu fehlen.

Stini und Ürsi

Es gibt allerdings eine Stelle, die sich anders gestaltet und wohl auch deswegen in Franz Schnyders Verfilmung des *Uli der Knecht*-Stoffs über mehrere Minuten ausgebreitet wurde: der Schlammkampf der beiden Bühlerinnen Stini und Ürsi. Während Ürsi des Nachts mit dem im Stall arbeitenden Uli «schätzelet», fällt Stini ins Jaucheloch, das ihre Gegenspielerin zu diesem Zweck boshaft abgedeckt hatte. Hier setzt Gotthelf auf Effekte, wie sie nicht genussvoller in der berühmten Schlusszene von Emir Kusturicas *Chat noir, chat blanc* (1998) mit dem angesägten Plumpsklo ausgeweidet wurden. Stini im Mistloch, «das tiefende Haupt aus der schwarzen Jauche emporstreckend und gar erbärmlich schnopsend, hustend und brüllend in allen Tönen», vermag sich nicht aus der Grube zu retten. Niemand möchte «das tiefende Mensch anrühren». Der Misthaken und die Schossgabel werden als Rettungsinstrumente verworfen, desgleichen die Idee, Stini «mit Pulver heraus[zu]sprengen».

Als die bemitleidenswerte Magd dann doch gerettet ist, geht das «Luegen» im Laternenschein erst los: «von Jauche tiefend» und «in schwarzen Kot gehüllt» steht sie da, «schwarze Ströme ergiessen sich nach allen Seiten aus ihren Kleidern». Stini stürzt sich sogleich «zsämfüebliche», «wie eine Hyäne» auf ihre Widersacherin und wälzt sich als eigentlicher «Drecksack» auf dem «schönen

Ürsi». Niemand greift ein, niemand will das Stini anfassen, «spritzt» doch «bei jeder Bewegung Jauche». Erst auf Androhung der Meisterin, «wenn man die Möntscher nicht bald voneinandertun wolle, so wolle sie es selbst tun», fassen die Umstehenden Mut, halten sich die Nase zu und die beiden Mägde auseinander.

Lustvoll in Szene gesetzter Mist

Es ist eine kuriose Passage in Gotthelfs Werk. Der Mist wird hier weniger als motivischer Verweis auf einen sozialen, wirtschaftlichen oder moralischen Zusammenhang eingesetzt, sondern es entfaltet sich als lustvoll in Szene gesetzter Dreck eine ästhetische Dimension an sich. Ganz offenbar tobten sich hier nicht nur Stini und Ürsi aus, sondern auch der Autor selbst: Lachen paart sich mit Ekel, leidenschaftliche Schilderung eines nächtlichen Jauche-Wrestlings mit dramaturgischen Entwicklungen im Roman – immerhin kam das Schauspiel dem umworbenen Knecht Uli «wirklich über den Magen» und dieser hatte «von Stund an von Beiden genug».

Kontakt: Dr. Stefan Humbel, Dozent am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel, war als wissenschaftliche Mitarbeiter der Gotthelf-Edition an der Kommentierung des «Neuen Berner-Kalenders» beteiligt, stefanhumbel@bluewin.ch





Vor 160 Jahren mit dem Rucksack durch die Schweiz

Der Roman *Jacobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz* spiegelt die politischen Wirren im Vorfeld der Bundesstaatsgründung. Für Gotthelf steht das Land wie der Romanheld an der Wegscheide zwischen liberalem Christentum und radikalem Sozialismus.

Von Patricia Zihlmann-Märki

Als Jeremias Gotthelfs zweiteiliger Roman über den leichtgläubigen und hochmütigen deutschen Handwerksgesellen Jacob 1846/47 im Verlag des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Schriften in Zwickau gedruckt wird, spitzen sich in der Schweiz die politisch-konfessionellen Konflikte unaufhaltsam zu. Die radikal-liberalen Versuche, die Luzerner Regierung mit den sogenannten Freischarenzügen zu stürzen, liegen bereits hinter den Zeitgenossen. Ebenso die Gründung des Sonderbundes, einer Vereinigung katholischer und konservativer Schweizer Kantone, zum Schutz vor zunehmenden Einmischungen von radikal-liberaler Seite. Im Spätherbst 1847, also kurz nachdem der zweite Teil des *Jacob* erschienen ist, kommt es zum Sonderbundskrieg, der mit einer Niederlage der konservativen «Separatisten» enden und in die Gründung des Bundesstaats münden wird. Gotthelfs Roman, in dessen Mittelpunkt ein deutscher Handwerksgelell namens Jacob steht, der seine Wanderjahre in der Schweiz verbringt, soll ein Panorama der politischen Entwicklungen der Schweiz in den 1840er-Jahren bieten.

Radikaler Absturz

Die Gesellenwanderungen hatten gemäss dem Ideal der Gesellenordnungen den doppelten Zweck, die Gesellen mit ortsspezifischen Handwerkspraktiken vertraut und aus jungen, unverständigen Burschen weise Meister zu machen. Die ideale Wanderung ist zugleich ein Prozess der Reifung und moralischen Besserung; dies trifft auch auf den Romanhelden Jacob zu. Gerade am Beispiel des Felleisens, das ihm die Grossmutter für die Reise schenkt, zeigt sich die Entwicklung der Romanfigur deutlich. Dieser Rucksack habe nicht nur den praktischen Nutzen eines Aufbewahrungsbehältnisses, erklärt die Grossmutter Jacob: Es sei zugleich Distinktionsmerkmal eines ehrbaren Wanderers, mit dem

er sich von Vagabunden abgrenze, die ihre Habseligkeiten in einem Taschentuch tragen würden.

Mit gepacktem Felleisen wandert Jacob zunächst auf der bei zeitgenössischen deutschen Handwerkern beliebten Route nach Basel, Zürich, Bern, weiter über Fribourg in die Westschweiz bis nach Genf. Dort beteiligt er sich aufgrund seiner zunehmenden politischen Radikalisierung an den Unruhen und wacht schliesslich nach einem Selbstmordversuch krank und verwirrt in einem Spital auf. Damit ist am Ende des ersten Teils, der eine stetige Verschlechterung des moralischen Zustandes Jacobs beschreibt, der Tiefpunkt in dessen Entwicklung und zugleich der Wendepunkt erreicht. Bezeichnenderweise verliert Jacob an diesem Punkt auch sein Felleisen.

Sittliche Gesundung und Reifung

Im zweiten Teil des Romans zeichnet Gotthelf eine positive sittliche Entwicklung der Hauptfigur nach. Dies zeigt sich darin, dass Jacob nun allmählich die Mechanismen durchschaut, welche die radikale Bewegung – für Gotthelf unterscheidet sie sich in wesentlichen Punkten kaum vom Kommunismus und Sozialismus – am Leben erhält. Jacob erkennt die Mängel dieses politischen Systems, das nur scheinbar auf die politische, rechtliche und materielle Gleichstellung aller Menschen ziele, letzten Endes aber doch vor allem dem Machterhalt und Profitstreben weniger Anführer der Bewegung diene.

Im Waadtland erhält Jacob das Felleisen

Albert Bitzium und der Kampf um die moderne Schweiz

- Sept. 1839 «Zürichputsch»: Der Landsturm der konservativen Kräfte stürzt die radikal-liberale Regierung Zürichs.
- seit 1840 Teils gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen radikal-liberalen und konservativen Kräften, etwa im Tessin, im Wallis, in Genf und in der Waadt.
- 1841–1843 Aargauer Klosterstreit: Die 1841 beschlossene Aufhebung der Aargauer Klöster führt zu gesamtschweizerischen Spannungen; 1843 Wiederherstellung der Frauenklöster.
- Juni 1843 Verhaftung des Kommunisten Wilhelm Weitling in Zürich.
- Okt. 1844 Berufung der Jesuiten an die Hochschule in Luzern.
- Dez. 1844 und März/ April 1845 Freischarenzüge der Radikalen gegen den Kanton Luzern.
- Dez. 1845 Gründung des katholischen Sonderbundes.
- 1846/1847 Gotthelfs Roman *Jacobs, des Handwerks- gesellen, Wanderungen durch die Schweiz* erscheint.
- Nov. 1847 Sonderbundskrieg.
- 1848 Gründung des schweizerischen Bundesstaats.

eines alten, kinderlosen Meisters und im Berner Oberland wendet er sich wieder stärker dem christlichen Glauben zu, den die Grossmutter ihm früher nahe gebracht hat. Entgegen den Handwerksgepflogenheiten passiert Jacob auf der Rückreise die gleichen Stationen wie auf seinem Hinweg. Gebessert, gereift und weise kehrt er zur Grossmutter zurück und ist nun bereit, selbst Meister zu sein. Zuhause hängt er sein Felleisen neben diejenigen seiner Vorfahren; durch einen glücklichen Zufall ist auch sein eigenes, das verloren war, wieder aufgetaucht. Das Felleisen ist also Symbol für die Erfahrungen, dank denen Jacob zum ehrenwerten Meister herangereift ist, aber auch für eine Familientradition, die nun fortgesetzt wird.

Opfer kommunistischer Agitatoren

Die moralische Besserung des Hauptprotagonisten ist der Leitfaden des Romans. Zugleich aber schildert und bewertet Gotthelf die politischen Entwicklungen der 1840er-Jahre. Jacob wird als Opfer der radikalen Agitation unter Handwerkern vorgeführt, schimpft über konservative «Zöpfe» und Jesuiten und beteiligt sich an politischen Aktionen. In breiten, in den Gang der Erzählung eingeflochtenen Kommentaren setzt sich Gotthelf mit «Kommunismus» und «Sozialismus» – namentlich mit Charles Fourier – auseinander und stellt diesen Konzepten das Menschenbild der christlichen Weltanschauung entgegen.

Der Roman bietet auch heute spannende Einblicke in die politischen Zustände der



Aus Deutschland über Basel, Zürich und Bern nach Genf: Auf seinen Wanderungen durch die Schweiz reift der leichtgläubige Handwerksgefellens Jacob zum ehrenwerten Meister.

1840er-Jahre, die freilich immer aus der kritischen Perspektive Gotthelfs dargestellt werden. So werden die Mechanismen der politischen Meinungsbildung unter den ausländischen Handwerkern aufgezeigt, die in mehreren Schweizer Städten in vor allem deutschen Arbeitervereinen gruppiert waren. Gotthelfs Darstellung ist zuweilen deutlich selektiv und subjektiv. Viele Anspielungen bleiben dem heutigen Leser und der heutigen Leserin rätselhaft. Zwar erfährt man, dass Jacob an den gewaltsamen Genfer Unruhen vom Februar 1843 beteiligt ist, bei denen die Radikalen gegen ein vom Grossen Rat verhandeltes Gesetz protestierten. Doch verzichtet Gotthelf darauf, Personen, Hintergründe und Abläufe dokumentarisch wiederzugeben und vertraut darauf, dass die Zeitgenossen seine Anspielungen ohne weiteres enträtseln können. Beispielsweise wird einer der Anführer der Aufständischen nur der «Verhüllte» genannt. Der Autor spielt damit auf die politisch und rechtlich brisante Rolle des eidgenössischen Obersten Louis Rilliet de Constant (1794–1854) an, der trotz seiner Funktion am Aufstand mass-

geblich beteiligt war. Heutigen Lesern bleibt die Stelle schleierhaft. Hier hat der Kommentar einer historisch-kritischen Edition anzusetzen: Er muss die Leser mit den historischen Kontexten vertraut machen, damit auch Textpassagen verständlich werden, in denen der Autor nur Andeutungen macht oder Leerstellen lässt. Er soll den Leserinnen ermöglichen, verklausulierte Bezüge aufzuschlüsseln, indem er ihnen den Wissenshorizont zugänglich macht, über den Gotthelfs Zeitgenossen verfügten.

Gotthelf spricht im *Jacob* viele Themen an, die auch an anderer Stelle in sein Werk eingeflossen sind. Auf der Ebene der moralischen Belehrung könnte beispielsweise die Propagierung der Demut als Ausdruck der christlichen Einsicht in die Unvollkommenheit der Menschennatur genannt werden, die nicht allein für die Entwicklung des anfänglich hochmütigen Jacob zentral ist. Demut ist ein zentrales Thema der Romane Gotthelfs (allen voran des Romans *Geld und Geist*) und seiner ethischen Unterweisungen im *Neuen Berner-Kalender*. Auch den Jesuiten, die von den Radikalen nach ihrer Beru-

fung in die Schweiz harsch – und in den Augen Gotthelfs polemisch und unüberlegt – bekämpft wurden, widmete sich Gotthelf im Kalender. Sein Kalenderaufsatz *Die Jesuiten und ihre Mission im Kanton Luzern* fand international Beachtung und bereitet die Jesuitenthematik im Roman *Jacobs Wanderungen* vor.

Textpassagen in ein Gesamtwerk einzubetten, Entstehungszusammenhänge aufzuzeigen sowie über Vorarbeiten und spätere Bearbeitungen zu informieren, sind folglich weitere Aufgaben des Kommentars einer historisch-kritischen Edition. Gotthelf griff das Motiv des politisch verführten deutschen Burschen etwa in der knappen Erzählung *Ein deutscher Flüchtling* (1850) wieder auf.

Reiseliteratur und Tourismus

Aus literatur- und kulturhistorischer Sicht sind weitere Hintergründe für den Roman wichtig: Zunächst ist an die zeitgenössische Reiseliteratur und den Schweizertourismus zu denken, denn Jacob führt die Leser zu historischen Stätten und Schlachtenorten sowie zu Sehenswürdigkeiten der Landschaft. Zugleich erfährt der Leser zusammen mit der Titelfigur allerhand über die jeweiligen Ortsitten, zum Beispiel dass man im butter-, milch- und käsereichen Oberland mit Brot sparsam umgehen musste.

Jacobs Wanderungen steht ausserdem in Bezug zu anderen Handwerksromanen, wie etwa Heinrich Zschokkes *Meister Jordan* (1845), und verweist auf die scharfzüngige Auseinandersetzung mit der Radikalisierung des Handwerkermilieus, wie sie zum Beispiel von Abraham Emanuel Fröhlich in der Schrift *Der junge Deutsch-Michel* (1843) betrieben wurde. Der Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften, der auch Gotthelfs Roman verlegte, hatte 1842 in Zwickau einen ähnlich gelagerten Roman von Julius Körner mit dem Titel *Meister Traugott Festmann's Leben* drucken lassen und diesen wohl an Gotthelf als Mustertext gesendet.

Die vielfältigen Bezüge zu den historischen Zeitumständen, die Debatten zwischen Frühsozialisten und liberalen Christen um das richtige Menschenbild und seine Konsequenzen für eine Ethik, die kulturhistorisch bedeutsamen Kontexte Reiseliteratur und Tourismus sowie die literarischen Bezüge zur Gattung des Handwerkerromans sind die Themenfelder, die der Kommentar der neuen Edition in Einführung, Stellenkommentar und Quelleneditionen zugänglich macht.

Kontakt: Dr. Patricia Zihlmann-Märki, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Gotthelf-Edition, Co-Komentatorin des «Jacob»-Romans, patricia.zihlmann@germ.unibe.ch





Der Editor als Schatzsucher

Wer ein Buch aus einem renommierten Verlag zur Hand nimmt, kann der Illusion verfallen, in einem endgültigen, zuverlässigen und «echten» Text zu lesen – so wie ihn der Autor gestalten wollte. Jede historisch-kritische Edition kratzt an dieser Illusion.

Von Norbert D. Wernicke

Entwürfe, Überarbeitungsstufen, Korrekturen durch Dritte, Erstdrucke, Überarbeitungen für weitere Ausgaben: Die Entwicklung eines Textes wird bei einer historisch-kritischen Edition sichtbar – sei es jene eines kurzen Zeitungsartikels oder eines ganzen Romans. Für eine solche Edition werden alle erreichbaren Textzeugen zu Rate gezogen, flüchtige Notizen auf Papierresten ebenso wie sauber geschriebene Druckmanuskripte und sämtliche Drucke zu Lebzeiten. Hier wird schon deutlich, dass ein «Text» alles andere als eine feste Grösse ist. Der Autor hat Ideen notiert, verändert, Verbesserungen gesucht, Dinge wieder herausgestrichen, ja unter Umständen dann noch korrigiert, wenn das Buch schon auf dem Markt erschienen war. Nicht zuletzt korrigieren Verleger und Lektoren ein Werk in Absprache mit dem Schriftsteller. Oder Verlage modernisieren alte Werke, um dem heutigen Käufer ein Buch anbieten zu können, welches das Lesen nicht durch alte Rechtschreibung oder ungewöhnliche Zeichensetzung erschwert.

Auch Jeremias Gotthelfs Werke wurden nach seinem Tod immer wieder neu aufgelegt und dabei verändert. Anders als bei vielen anderen Schriftstellern ist die Überlieferung zu Lebzeiten aber relativ übersichtlich. Selten finden sich mehr als ein Entwurf, ein vollständiges Manuskript und ein oder zwei Drucke zu Lebzeiten. Eine historisch-kritische Ausgabe wie die neue Gotthelf-Edition in Bern vergleicht diese verschiedenen Textzeu-

gen und stellt alle relevanten Unterschiede dar. Häufig sind es Kleinigkeiten, aber immer wieder auch gewichtige Korrekturen, bei denen Wörter, Sätze oder ganze Abschnitte gestrichen, ergänzt oder umgearbeitet wurden. Für die Interpretation eines Textes können diese wichtige Hinweise geben. Die Suche nach solchen Textzeugen sollte der erste Schritt einer kritischen Edition sein.

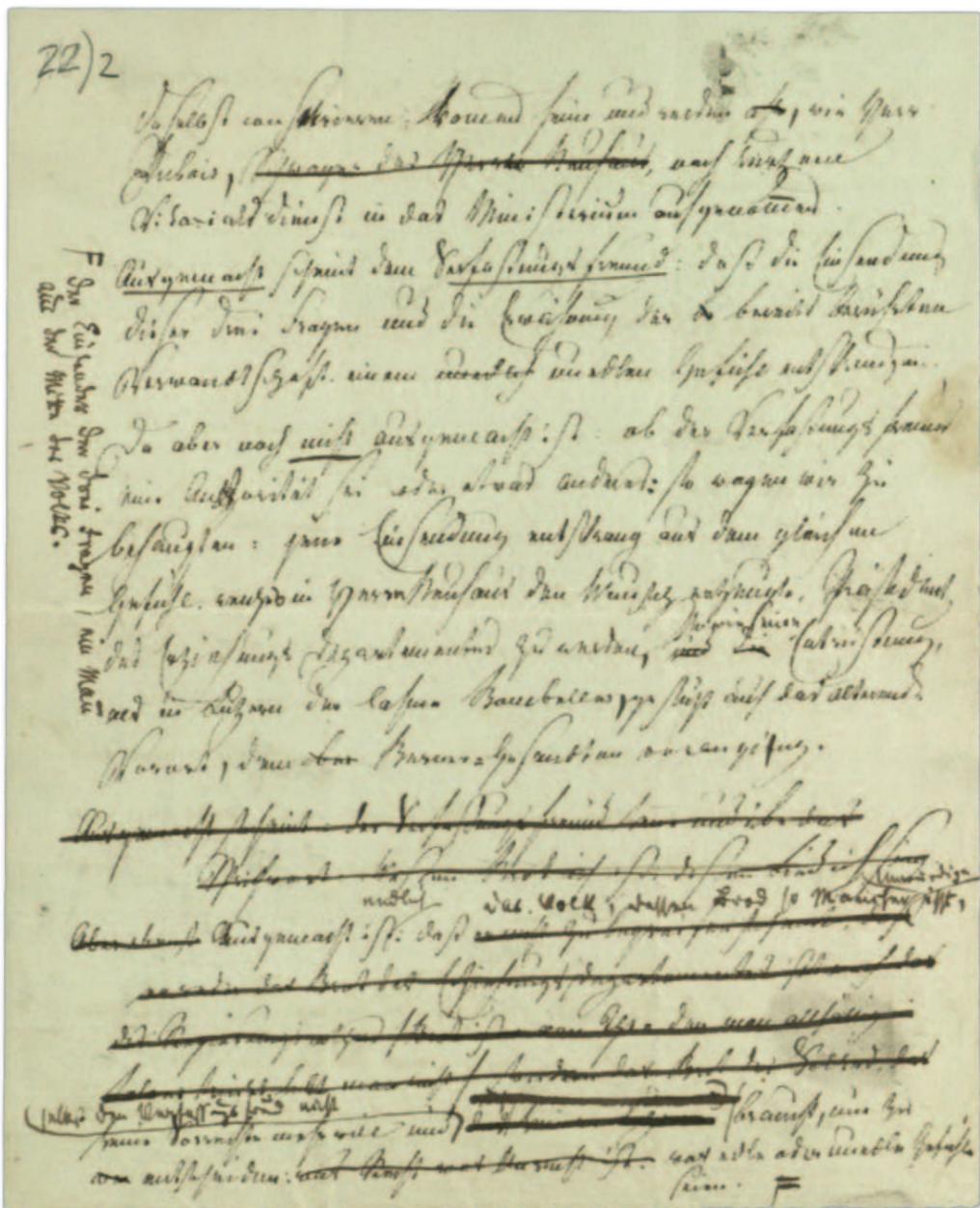
Fund im Schloss

Aus diesem Grund machte sich das Editionsteam A der historisch-kritischen Gesamtausgabe (HKG) um Editionsleiterin Barbara Mahlmann-Bauer an einem kalten, aber sonnigen Dezembertag auf den Weg ins Schloss Burgdorf. Der ehemalige Kustos des Schlossmuseums, Heinz Fankhauser, hatte die Gruppe eingeladen, um die Gotthelfsammlung des Museums in Augenschein zu nehmen. Er zeigte eine ganze Reihe von Schätzen aus der Sammlung, die in den beengten Verhältnissen der Schlossbibliothek zwischen den jahrhundertealten Burgmauern eine Heimat gefunden hatten. Zu diesen kleinen Kostbarkeiten gehören zum Beispiel einige gedruckte Seiten des kurzen Romans *Dursli der Branteweinsäufer* oder *Der heilige Weihnachtsabend* (1839) in der Erstausgabe, deren Wert Heinz Fankhauser natürlich bewusst ist: Es muss sich um ein Exemplar aus dem Besitz von Gotthelf handeln, denn auf eingebundenen leeren Blättern finden sich eigenhändige Übersetzungen der Dialektprosa, die Gotthelf selbst sieben Jahre nach

Wer Gotthelfs Nachlass hütet

Die Handschriften von Jeremias Gotthelf sind an verschiedenen Orten zu finden. Sein privates Archiv und damit auch ein grosser Teil seines literarischen Nachlasses wird in der Burgerbibliothek in Bern aufbewahrt. Hier bemüht man sich darum, Gotthelfs Hinterlassenschaft möglichst vollständig zu erhalten. Ein Teil seiner privaten Papiere ist zudem noch im Besitz der Nachfahren, die ihn der wissenschaftlichen Forschung bisher leider nicht zur Verfügung gestellt haben. Seine Amtsschriften, die er als Pfarrer und Schulkommissär an das Erziehungsdepartement des Kantons Bern und an Amtskollegen schrieb, finden sich zum grössten Teil in ihrem ursprünglichen Kontext unter den historischen Akten im Staatsarchiv Bern. Die Briefe, die er an andere schrieb, finden sich naturgemäss nicht in seinem eigenen Nachlass, sondern sind aus den Hinterlassenschaften der Adressaten teilweise in Privatbesitz, teilweise in andere Bibliotheken wie zum Beispiel in Zürich oder München übergegangen.

Ein Redaktor streicht ganze Absätze in Gotthelfs Manuskript und ergänzt an deren Stelle zwischen den Zeilen und am linken Rand – durch die andere Schrift und Tinte deutlich erkennbar – neue Sätze, die dann in der gedruckten Version erschienen.



Erscheinen der Erzählung für den deutschen Buchmarkt anfertigte. Neben dem Manuskript der Schweizer Fassung, dem Erstdruck bei Buchhändler Langlois in Burgdorf und der hochdeutschen Bearbeitung, die Gotthelf für das Verlagshaus Julius Springer in Berlin vornahm, liegt mit diesen Seiten aus Gotthelfs Privatbesitz eine Zwischenstufe des *Dursli* von seiner Hand vor.

Es ist wie bei einer archäologischen Grabung, bei der auf keiner Karte ein grosses «X» die Stelle markiert, wo ein Schatz zu finden ist: Auch in der Editionsphilologie regiert neben der Text- und Materialkenntnis der Forscher zum grossen Teil auch «Meister Zufall». Ein Beispiel: Bei der Durchsicht der alten Akten fällt einem Mitarbeiter eine Überschrift ins Auge, die ihm wohlbekannt

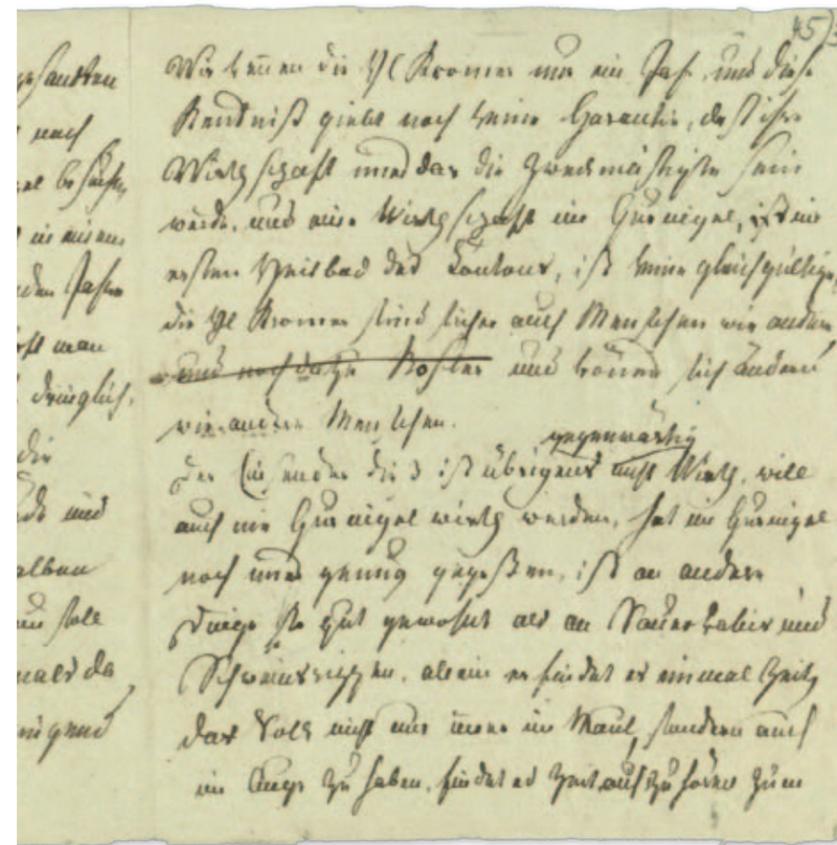
ist: «Der Bauer und das Holz» – ein Zeitungsartikel von Gotthelf, von dem man weiss, dass das Manuskript ursprünglich im Archiv des Verlags von Carl Langlois, heute «Buchhandlung am Kornplatz» in Burgdorf, vorhanden war. Da dieses Verlagsarchiv aber heute nicht mehr als Ganzes besteht, sondern auf verschiedene Bibliotheken, Antiquariate und Privatpersonen verteilt ist, war 50 Jahre lang nicht mehr bekannt, wo sich das Manuskript zu diesem Zeitungsartikel befindet. Mussten die Bearbeiter der HKG bisher mit dem Text der damaligen Zeitungen und den unvollständigen und fehlerhaften Abdrucken in älteren Ausgaben vorlieb nehmen, können sie Gotthelf jetzt wieder in seiner Originalhandschrift lesen. Zusammen mit diesem Artikel über die Holzwirtschaft

finden sich noch fünf andere, darunter einer, der zu Lebzeiten Gotthelfs ungedruckt blieb.

Mit einem Federstrich die Polemik abgeschwächt

Im Detail zeigt sich dann die Bedeutung der Handschriften. Beispielsweise kritisiert Gotthelf in einem Zeitungsartikel, der am 5. Dezember 1833 in der Burgdorfer Tageszeitung «Berner Volksfreund» des Verlegers Langlois erschien, den Leiter der Hofwiler Erziehungsanlagen Philipp Emanuel von Fellenberg. Polemisch fragt er, «wer wohl der Erfinder und Verfaßer jener unglücklichen 24 Fragen gewesen sei, welcher unter der Schulkommission den ersten Unwillen erregten». Die eigenhändige Handschrift zeigt

Den diskreditierenden Zusatz, die Herren Kromer seien auch Menschen wie andere, «und noch dazu Bosler» [Basler], streicht Gotthelf vorsorglich aus einem Zeitungsartikel, bevor er ihn abschickt.



nun, dass entweder Bitzium oder der Redaktor des «Volksfreunds», Gottlieb Friedrich Stähli, das Wort «welcher» zu «welche» korrigierte. So wurde der Satz in der Zeitung gedruckt. Mit diesem fast unscheinbaren Tintenstrich bezieht sich das Wort nicht mehr auf das Subjekt des Satzes «Erfinder und Verfasser, welcher ...», sondern auf das Objekt, nämlich die «24 Fragen, welche ...». Nicht Fellenberg als Person hatte nun Unwillen erregt – Gotthelf erwähnt seine starke persönliche Abneigung gegen Fellenberg in mehreren privaten Briefen –, sondern nur der Fragenkatalog, den dieser aufgestellt hatte. Die Korrektur dieses Wortes zeigt ein weiteres Mal Gotthelfs Antipathie gegen Fellenberg, aber auch, dass er selbst oder Redaktor Stähli die Formulierung abschwächte.

Gotthelf beim Schreiben über die Schulter blicken

Obwohl der Band der politischen Publizistik, den das Team A bearbeitete, schon kurz vor dem Abschluss stand, war der Gruppe um

Barbara Mahlmann-Bauer klar, dass diese neuen Funde noch in die aktuelle Edition mit aufgenommen werden müssen. Fieberhaft machten wir uns daran, das Material auszuwerten und in die Ausgabe einzuarbeiten. So kann der heutige Leser zum ersten Mal seit 180 Jahren diese Korrekturen Gotthelfs lesend nachvollziehen, ihm sozusagen beim Schreiben über die Schulter blicken.

Auch in anderen Projektteilen wurden späte Entdeckungen gemacht. So entdeckte das Team B unter Leitung von Christian von Zimmermann bei der Kommentierung von Gotthelfs Bericht über die Jesuitenmission im Kanton Bern aus dem *Neuen Berner-Kalender* einen bisher unbekanntem und veränderten Nachdruck in einer renommierten deutschen Zeitung. Der Text belegt eindrücklich die Bedeutung, die Gotthelfs Kalenderarbeit im ganzen deutschen Sprachraum zukam.

Die editorische Arbeit zeigt immer wieder, wie wichtig es ist, dass dem Herausgeber das Material im Original zur Verfügung

In Bern kann man Editionsphilologie jetzt auch studieren

Die grossen Editionsprojekte an der Universität wie die historisch-kritische Gotthelf-Edition oder die Neuedition des «Parzival» wirken sich auch auf das Lehrangebot aus. Seit dem Herbstsemester 2011 bietet die Universität Bern als erste Schweizer Universität einen neuen Masterstudiengang «Editionsphilologie» an, der in Geschichte, Theorie und Praxis der philologischen Tätigkeit einführt.

Editionsphilologie umfasst Theorie und Praxis der philologischen Grundlagenarbeiten (Erschliessung der Überlieferungszeugen, Textkritik und Kommentar). Sie beschäftigt sich auf breiter Basis mit der Sicherung, Dokumentation, Konstitution und Vermittlung der Textgrundlagen geisteswissenschaftlicher Forschung. Seit der traditionellen Auftrag, historische Texte für die Überlieferung zu sichern, immer mehr durch Archivierungsportale im Internet erfüllt wird, bestehen für eine heutige Editionsphilologie drei Schwerpunkte: die Erschliessung unpublizierter Handschriften, die Rekonstruktion künstlerischer Schreibprozesse sowie die kulturhistorische Kommentierung. Editionsphilologen müssen daher über vielfältige Wissensstände und Arbeitsmethoden verfügen.

Das Masterstudium Editionsphilologie erlaubt die Erweiterung von Grundkenntnissen aus einem geisteswissenschaftlichen Studiengang durch das editionsphilologische «Know-how». Die Studiengegenstände werden an Beispielen aus den beteiligten Fächern eingeübt und vertieft. In enger Zusammenarbeit mit Institutionen und Projekten im Bereich von Archiv und Edition werden die zeitgemässen Anforderungen an eine archivalische und editorische Praxis vermittelt, kritisch gesichtet und in der praktischen Arbeit umgesetzt. Das Studienprogramm kann als Major oder Minor in Kombination mit einem anderen Fach studiert werden.

Informationen zum Studiengang und Studienberatungen erteilt:
PD Dr. Christian von Zimmermann,
vonzimmermann@germ.unibe.ch.
Website: www.ccs.unibe.ch → Programme.



steht. Neben Notizen auf den Manuskripten können beispielsweise unterschiedliche Tinten zeigen, in welchen Etappen ein Text geschrieben wurde. Auch die Qualität der Schrift zeigt, ob längere Schreibpausen vorlagen, nach denen die Schrift häufig sauberer und gleichmässiger ist als zum Schluss einer Schreibetappe, wenn Leserlichkeit ab- und Schreibfehler zunehmen.

Ohne Schatzkarte durch Berge von alten Papieren

Schon die Papierqualität kann aufschlussreich sein: Ein Text von Gotthelf liegt in drei Entwürfen vor, wurde aber zu Lebzeiten nie gedruckt. In welcher Reihenfolge nun sind diese drei Entwürfe entstanden? Das Papier hilft hier weiter. Gotthelf hatte für eines der drei Manuskripte auffallend dünnes Papier, so genanntes «Postpapier» benutzt, das er sonst mied, weil auf ihm schlecht zu schreiben war. Diese Art Papier benutzte er für gewöhnlich nur für Texte, die er mit der Post verschickte. Dieses Manuskript auf dem dünnen Papier ist also mehr als nur ein Entwurf. Es ist die Reinschrift, die Gotthelf mit der Post an eine Zeitung senden wollte. Es handelt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit um die jüngste, die letztgültige Fassung. Die Festlegung der Reihenfolge ist wiederum einer der ersten Schritte, wenn man analysieren will, wie Gotthelf seine eigenen Texte redigierte, was er entfernte, was er ergänzte. Nur, warum er sie doch nicht abschickte, verrät das Papier leider nicht.

Eingehende Kenntnis der Texte und ein sicherer Blick für die Eigenheiten der individuellen Handschrift helfen, aus Bergen von alten Papieren bislang unbekannt und verschollene Manuskripte ausfindig zu machen. Und wenn auch keine Schatzkarte den Ort verzeichnet, wenn man noch nicht einmal ahnen kann, auf welchem, vielleicht verschlungenen Weg wieder einmal ein Manuskript zum Vorschein kommt, so kann man doch sicher sein, dass die nächste Handschrift nur darauf wartet, von geduldigen Editionsphilologen wieder ans Licht gebracht zu werden.

Kontakt: Dr. Norbert D. Wernicke, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Gotthelf-Edition, Co-Editor und -Kommentator der «Politischen Publizistik» von Jeremias Gotthelf, norbert.wernicke@germ.unibe.ch

Auf den Spuren von Gotthelf heute – eine Bilderreise von Tomas Wüthrich

Titelbild:
Gotthelf-Denkmal, Lützelflüh.

Seite 1:
Das Geburtshaus von Albert Bitzium in Murten.

Seite 3:
Pfarrhaus in Utzensdorf, Wirkungsstätte des Vaters und des Vikars Albert Bitzium.

Seite 4:
Heliggeistkirche Bern, gespiegelt – hier wirkte Albert Bitzium 1829–30 als Vikar.

Seite 7:
Der Gasthof zum Bären in Sumiswald – im Roman *Die Schwarze Spinne* rückten die letzten Dorfbewohner nach der Spinnenplage an diesem runden Tisch zusammen.

Seite 11:
Pfarrhaus in Lützelflüh, wo Bitzium 1831 bis zu seinem Tod 1854 wirkte.

Seite 12:
Die ehemalige Buchhandlung Langlois am Kronenplatz in Burgdorf; hier wirkte Gotthelfs erster Verleger Carl Langlois und hier war der Verlag der liberalen Burgdorfer Zeitung «Berner Volksfreund» untergebracht.

Seite 18:
Schloss Trachselwald. Bitzium war 1835 massgeblich an der Gründung der Armenerziehungsanstalt Trachselwald im Schlossgut beteiligt

Seite 21:
Lützelflüh vor dem Einnachten.

Seite 22:
Die katholische Kirche von Luthern. Dorthin wanderte Gotthelf von Lützelflüh aus zu Fuss, um sich ein Bild von den Jesuitenmissionen im Nachbarkanton Luzern zu machen.

Seite 25:
Der Gurten, fotografiert von Frauenkapellen aus mit dem Westside im Hintergrund. Der Gurten war ein beliebtes Ausflugsziel der Berner Studenten. Einer der frühesten Gotthelf-Texte ist die Beschreibung einer Wanderung auf den Gurten.

Seite 26:
Die Feste Thorberg – Handlungsort des Romans «Der Thorberger».

Letztes Bild (links):
Gotthelf-Statue in Murten.



Brücken gebaut zwischen Nord und Süd

Im NFS Nord-Süd spielen Brücken eine wichtige symbolische Rolle. Auch schnell erbaute, wackelige Brücken wie hier in Laos ermöglichen den Austausch von Gütern, Personen, Ideen und Wissen.

Beim Nationalen Forschungsschwerpunkt Nord-Süd (NFS Nord-Süd) suchen Forschende in einem weltumspannenden Netzwerk nach Lösungen für Probleme des globalen Wandels und der damit verbundenen Veränderung von Umwelt, Gesellschaft und Wirtschaft. Nach zwölf Jahren läuft er demnächst aus. Eine Bilanz.

Von Tina Hirschi und Natalie Schäfer

Spezialisten für Wasser- und Siedlungshygiene aus Thailand und der Schweiz arbeiten mit ihren Kollegen aus Kenia und Costa Rica zusammen. Sozialwissenschaftlerinnen untersuchen, wie Privatunternehmen zur Friedensförderung beitragen können – und das in so unterschiedlichen Ländern wie Nepal und El Salvador. Geographen erforschen, wie Kleinbäuerinnen in Äthiopien und Tadschikistan sich durch nachhaltige Landnutzung an die Auswirkungen des Klimawandels anpassen können. Im NFS Nord-Süd bündeln Forscherinnen und Forscher aus verschiedenen Ländern und Disziplinen ihr Wissen für ein ge-

meinsames Ziel: gerechte und nachhaltige Lösungen zu finden für Probleme und Möglichkeiten, die im Zusammenhang mit Entwicklung und globalem Wandel entstehen. Um neues Wissen für nachhaltige Entwicklung zu gewinnen, setzt der NFS Nord-Süd nicht nur auf den Einbezug verschiedener Disziplinen (Interdisziplinarität), sondern auch auf das Wissen in Gesellschaft, Politik und Wirtschaft (Transdisziplinarität).

Der NFS Nord-Süd ist an der Universität Bern angesiedelt und wurde 2001 mit der Unterstützung der Kommission für Forschungspartnerschaften mit Entwicklungs-

ländern (KFPE) lanciert. Sechs Schweizer Institutionen (siehe Karte und Kasten rechts) führen mit über 140 Partnerinstitutionen im globalen Süden gemeinsam Forschung durch. Durch die Zusammenarbeit erlangen Forschende im Süden mehr Selbstständigkeit. Das Training vor Ort ermöglicht aufstrebenden Forschenden, in ihrer Heimat Probleme anzugehen und Potenziale zu erkennen. Innerhalb dieses globalen Netzwerks von Forschungspartnerschaften im Rahmen des NFS Nord-Süd wurden in den letzten Jahren unter anderem mehr als 200 Forschungsarbeiten auf Doktoratsniveau durchgeführt.

Einer der ersten Nationalen Forschungsschwerpunkte

Die Nationalen Forschungsschwerpunkte (NFS) sind ein Förderinstrument des Schweizerischen Nationalfonds (SNF), das langfristig angelegte Forschungsvorhaben unterstützt mit dem Ziel, die internationale Position der Schweiz im Wissenschaftsbereich zu stärken. Die ersten 14 NFS – einschliesslich des NFS Nord-Süd – starteten im Jahr 2001. Jedes der momentan 27 NFS ist an einer schweizerischen Hochschule oder einer anderen profilierten Forschungsinstitution angesiedelt. Das Budget für die 12 Jahre Laufzeit des NFS Nord-Süd beträgt 98 Millionen Franken. Gestellt wird es vom SNF (37 Prozent), der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit DEZA (43 Prozent) und den beteiligten Institutionen (20 Prozent).



Wichtige Erfolge

Wissenschaftliche Erkenntnisse können dann zu nachhaltiger Entwicklung beitragen, wenn sie an jene Gruppen weitergegeben werden, die von diesem Wissen profitieren können – und an die Entscheidungsträger. Der NFS Nord-Süd hat entsprechende Produkte lanciert.

Impfungen für Mensch und Tier in Westafrika

Der NFS Nord-Süd unterstützt den «One Health»-Ansatz, bei dem Ärztinnen und Veterinäre zusammenarbeiten. Dadurch können Kosten eingespart und die Impfbedeckung bei Mensch und Tier massiv erhöht werden. Dies führte zu einer verbesserten Gesundheitsversorgung der mobilen Bevölkerungsgruppen in Chad und half in Kirgistan, Krankheitsverbreitungsmuster zu verstehen.

Landrechte für Benachteiligte in Nepal

Ein Projekt in Nepal zeigt exemplarisch, was mit der Verlinkung von Forschung und Umsetzung erreicht werden kann: Die Rechte der landlosen Dalits wurden in die Übergangsverfassung der nepalesischen Regierung aufgenommen. Die Forschungsergebnisse zeigen, dass für gesellschaftlich Benachteiligte wie die Dalits in Nepal politische Umbrüche eine einzigartige Möglichkeit darstellen, um Rechte einzufordern.

Bessere Karten für Südostasien

Forschende des NFS Nord-Süd haben in Südostasien komplexe sozioökonomische Analysen und Daten in verständlichen Karten dargestellt. Die Verfügbarkeit der Atlanten und Internetseiten für Vietnam und Laos haben Beamte dazu gebracht, räumliche Aspekte der Bevölkerungsdaten vermehrt zu berücksichtigen. Die Karten unterstützten Regierungen und Hilfsorganisationen (unter anderem das Welternährungsprogramm und den Bevölkerungsfonds der Vereinten Nationen), ihre Hilfe gezielt in den bedürftigen Regionen einzusetzen.

Bodenkonservierung in Zentralasien und im Horn von Afrika

Nachhaltige Landnutzung hat verschiedene Vorteile: Neben der Bodenkonservierung und dem Sicherstellen der landwirtschaftlichen Produktion kann auch der Gehalt des organischen Kohlenstoffs im Boden erhöht werden. Die verbesserte Nutzung von degradierten Böden kann einen Beitrag zur Verminderung des Klimawandels leisten. Die Gruppe in Tadschikistan und Äthiopien erforscht die Menge an Kohlenstoff, die im Boden gespeichert werden kann, und mit welchen Methoden die Böden genauer, schneller und kostengünstiger beobachtet werden können.

Weitere Beispiele und Informationen unter www.north-south.unibe.ch → Publications → Outcome Highlights (ausschliesslich auf Englisch).

NFS Nord-Süd: 6 Schweizer Partnerinstitutionen, 15 Forschungsprojekte

Die laufenden 15 Forschungsprojekte gliedern sich in drei Themenschwerpunkte, welche je von zwei schweizerischen Partnerinstitutionen getragen werden:

Schwerpunkt 1: Institutionen, Lebensgrundlagen, Konflikte

Development Study Group Zurich (DSGZ); Swisspeace

Schwerpunkt 2: Gesundheit, Dienstleistungen, Planung

Schweizerisches Tropen- und Public Health-Institut (Swiss TPH); Departement für Wasser und Siedlungshygiene in Entwicklungsländern (Sandec), angesiedelt am Wasserforschungs-Institut des ETH-Bereichs (Eawag)

Schwerpunkt 3: Natürliche Ressourcen, Wirtschaft, Gouvernanz

Zentrum für Nachhaltige Entwicklung und Umwelt (CDE) der Universität Bern; Hochschulinstitut für internationale Studien und Entwicklung (IHEID)

Zusätzlich wurde ein **integrativer Schwerpunkt** gebildet, um transversale Themen in den verschiedenen Regionen zu vergleichen und generelle Aussagen auf globaler Ebene zu ermöglichen.



Der NFS Nord-Süd ist weltweit mit neun Büros präsent. Die Karte zeigt die jeweiligen lokalen Forschungsschwerpunkte.

Vielfältige Forschung in einem weltweiten Netzwerk

Die partnerschaftliche Forschung mit dem Süden wird durch neun lokale Büros in Abidjan, Addis Abeba, Bangkok, Bern, Bischkek, Kathmandu, La Paz, Nanyuki und San José koordiniert. Genauso unterschiedlich wie die Regionen sind auch die Themen, zu denen geforscht wird.

● Westafrika

«Die Kontrolle von Infektionskrankheiten in mobilen Bevölkerungsgruppen ist schwierig, weil wir nur wenig darüber wissen, wie die Erreger übertragen werden. Interdisziplinäre Forschungspartnerschaften sind der beste Weg, um dieses Problem in Angriff zu nehmen.»



Bassirou Bonfoh,
Koordinator Region
Westafrika, Abidjan,
Elfenbeinküste
Die Forschung konzentriert sich auf die Bedürfnisse der mobilen Bevölkerungsgruppen und ihren erschwerten Zugang zu sozialen Diensten wie Gesundheits- und Bildungseinrichtungen, Informationen und Sicherheit. Koordinator Bassirou Bonfoh ist gleichzeitig Direktor des Centre Suisse de Recherches Scientifiques (CSRS).

finden, muss indigenes Wissen mit modernen Wissenssystemen kombiniert werden. Es ist lebenswichtig, dass wir alte Kulturpflanzen, welche von industriellen Nutzpflanzen verdrängt wurden, wiederentdecken. Hirse etwa war an die klimatischen Gegebenheiten angepasst im Gegensatz zu Mais, der zum Wachstum mehr Wasser braucht.»



Boniface Kiteme,
Koordinator Region
Ostafrika, Nanyuki,
Kenia
In Ostafrika arbeitet der NFS Nord-Süd mit der kenianischen Organisation CETRAD in Nanyuki zusammen. Die Forschung konzentriert sich auf die Entwicklung und Umsetzung von partizipatorischen Ansätzen für umwelt- und sozialwissenschaftliche Entwicklungs-herausforderungen. Unter der Leitung von Boniface Kiteme, dem Direktor von CETRAD, haben die Forschungsprojekte im Rahmen des NFS Nord-Süd dazu beigetragen, die wissenschaftlichen Kompetenzen in der Region zu stärken.

finden, muss indigenes Wissen mit modernen Wissenssystemen kombiniert werden. Es ist lebenswichtig, dass wir alte Kulturpflanzen, welche von industriellen Nutzpflanzen verdrängt wurden, wiederentdecken. Hirse etwa war an die klimatischen Gegebenheiten angepasst im Gegensatz zu Mais, der zum Wachstum mehr Wasser braucht.»

● Ostafrika

«Um langfristige Lösungen für die Bewältigung der immer wiederkehrenden Dürren zu

● Horn von Afrika

«Die Tatsache, dass zwischen Äthiopien und der Schweiz eine Vereinbarung zu Ausbildung und Forschungspartnerschaften unterschrieben wurde, kann zu einem grossen Teil auf die Arbeiten des NFS Nord-Süd und des «Eastern and Southern Africa Partnership Programme» (ESAPP) zurückgeführt werden.»



Berhanu Debele,
Koordinator Region
Horn von Afrika, Addis
Abeba, Äthiopien
Das regionale Koordinationsbüro in Addis Abeba dient gleichzeitig als Verbindungsbüro für die bilateralen Forschungsvorhaben zwischen der Schweiz und Äthiopien. Eine lange Geschichte von Konflikten und Degradierung natürlicher Ressourcen ist charakteristisch für das Horn von Afrika. Wichtig für lokale Kleinbauern und die Umwelt sind nachhaltige Landnutzungsstrategien, welche die Degradierung reduzieren und das Kohlenstoffspeichervermögen der Böden erhöhen.

«Forschen und Publizieren ist das eine – die wirkliche Herausforderung ist aber, einfache und erschwingliche Technologien der Bevölkerung nahezubringen und sie davon zu überzeugen, dass die Technologien auch funktionieren.»

● Zentralasien

«Wir haben von den lokalen Hirten gute Rückmeldungen für unsere Zeitung erhalten. Sie sagen, dass die Zeitung wertvoll sei, weil sie wichtige Informationen über tierische und menschliche Gesundheitsfragen, Winterfutter und die Verfügbarkeit von Tierärzten enthalte.»



Mira Arynova,
Koordinatorin Region
Zentralasien, Bischkek,
Kirgistan
Die University of Central Asia beheimatet das regionale Koordinationsbüro. Kirgistan und Tadschikistan stehen vor grossen Herausforderungen im Zusammenhang mit der effizienten Nutzung von Wasser, Boden und Energie. Verschiedene Doktor- und Masterarbeiten beschäftigen sich mit Themen wie landwirtschaftlicher Produktivität, Ressourcenkonflikten, Klimawandel und dessen Auswirkungen auf die Lebensgrundlagen.

«Das von uns publizierte Buch zur Beziehung zwischen Grundbesitz und Konflikten hat in Nepal viel Interesse geweckt. Einige der Autoren wurden zu Gesprächen mit hochrangigen Regierungsvertretern und der Kommission für Landreformen eingeladen. Die öffentlichen Medien verlangten, dass das Buch auf Nepali übersetzt und verbreitet wird. Hier kommen Forschung, die Verbreitung von Resultaten und der Einfluss auf den Politikwandel zusammen.»

● Südostasien

«Das von uns publizierte Buch zur Beziehung zwischen Grundbesitz und Konflikten hat in Nepal viel Interesse geweckt. Einige der Autoren wurden zu Gesprächen mit hochrangigen Regierungsvertretern und der Kommission für Landreformen eingeladen. Die öffentlichen Medien verlangten, dass das Buch auf Nepali übersetzt und verbreitet wird. Hier kommen Forschung, die Verbreitung von Resultaten und der Einfluss auf den Politikwandel zusammen.»

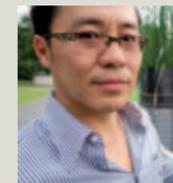


Bishnu Raj Upreti,
Koordinator Region
Südostasien, Kathmandu,
Nepal
Friedensförderung, Lebensunterhaltsstrategien von armen und marginalisierten Gruppen sowie Migration sind einige der Themen, die in Südostasien erforscht werden. In Indien, Nepal und Sri Lanka werden zum Beispiel Vor- und Nachteile der Involvierung des privaten Wirtschaftssektors in die Friedensförderung untersucht. In Pakistan werden neue Wege zur Lösung von Waldnutzungskonflikten in Zusammenarbeit mit der lokalen Bevölkerung und den Behörden gesucht.

«Forschen und Publizieren ist das eine – die wirkliche Herausforderung ist aber, einfache und erschwingliche Technologien der Bevölkerung nahezubringen und sie davon zu überzeugen, dass die Technologien auch funktionieren.»

● Südamerika

«Forschung in Südamerika sollte einen Beitrag zum Überdenken des gesamten momentanen Entwicklungsprozesses leisten können. Der Einbezug lokaler Akteure in den gesamten Forschungsprozess trägt dazu bei, dass nicht nur Forschungsergebnisse generiert werden, sondern auch Ergebnisse, welche von der öffentlichen Politik für Massnahmen zur regionalen Entwicklung genutzt werden können.»



Thamarat Koottatep,
Koordinatorin Region
Südostasien, Bangkok,
Thailand
Das regionale Koordinationsbüro ist am Asian Institute of Technology angesiedelt. In der Region arbeiten Umweltingenieure daran, effiziente, umweltfreundliche Toiletten für die breite Bevölkerung zugänglich zu machen. Um die Gesundheit der Bevölkerung zu verbessern, wird auch die Verbindung zwischen Wasserverschmutzung und Landnutzung untersucht. Es wurden innovative Ansätze entwickelt, um Schadstoffe von Nährstoffen zu trennen, damit diese als Dünger genutzt werden können.

«Einkommensdefizite sind nur ein Aspekt der Armut, der Effekt der Ausgrenzung muss ebenso betrachtet werden. Armut behindert den Eintritt in die Gesellschaft und macht individuelle Fortschritte schwierig, wenn nicht sogar unmöglich.»

● Karibik und Zentralamerika

«Einkommensdefizite sind nur ein Aspekt der Armut, der Effekt der Ausgrenzung muss ebenso betrachtet werden. Armut behindert den Eintritt in die Gesellschaft und macht individuelle Fortschritte schwierig, wenn nicht sogar unmöglich.»



Marian Perez,
Koordinatorin Region
Karibik und Zentralamerika, San José, Costa Rica
Städtische Siedlungshygiene, der Umgang mit natürlichen Ressourcen sowie Migration sind die regionalen Forschungsschwerpunkte. Das Koordinationsbüro ist an der Facultad Latinoamericana de Ciencias Sociales (FLACSO) angesiedelt. Unter anderem wird dort ein Projekt koordiniert, welches partizipative Planungsprozesse untersucht, die zum Ziel haben, Lösungen für das Problem mangelnder Siedlungshygiene zu finden.

«Forschung in Südamerika sollte einen Beitrag zum Überdenken des gesamten momentanen Entwicklungsprozesses leisten können. Der Einbezug lokaler Akteure in den gesamten Forschungsprozess trägt dazu bei, dass nicht nur Forschungsergebnisse generiert werden, sondern auch Ergebnisse, welche von der öffentlichen Politik für Massnahmen zur regionalen Entwicklung genutzt werden können.»

● Südamerika

«Forschung in Südamerika sollte einen Beitrag zum Überdenken des gesamten momentanen Entwicklungsprozesses leisten können. Der Einbezug lokaler Akteure in den gesamten Forschungsprozess trägt dazu bei, dass nicht nur Forschungsergebnisse generiert werden, sondern auch Ergebnisse, welche von der öffentlichen Politik für Massnahmen zur regionalen Entwicklung genutzt werden können.»



Elizabeth Jimenez,
Koordinatorin Region
Südamerika, La Paz,
Bolivien
Wissenschaftler erforschen beispielsweise, wie der Umgang mit natürlichen Ressourcen nachhaltiger gestaltet werden kann. Sie wollen die

«Forschende aus den unterschiedlichsten Ländern waren schon bei uns in den Alpen tätig. Die Organisation gemeinschaftlicher Weidenutzung, gerechte Wasserverteilung in der Landwirtschaft und der Umgang mit Nutzungskonflikten in Schutzgebieten sind nur ein paar Beispiele für Themen, die weltweit von Bedeutung sind. Durch den wissenschaftlichen Austausch konnten Nord- und Südforschende viel voneinander lernen.»

Handlungsempfehlungen für Entscheidungsträger

Sogenannte «Policy Briefs» sollen politischen Entscheidungsträgerinnen und Entwicklungsfachleuten Einblick in Forschungsergebnisse ermöglichen und gleichzeitig Handlungsempfehlungen abgeben.

Da Ausbildung eines der Langzeitziele des NFS Nord-Süd ist, werden die Policy Briefs nicht nur im Managementzentrum in Bern verfasst, sondern auch in den Koordinationsbüros. In verschiedenen Trainings wurden Forschende aus dem ganzen Netzwerk dazu ausgebildet, die anspruchsvollen Policy Briefs zu verfassen.

In der vom NFS Nord-Süd herausgegebenen Serie «Evidence for Policy» wurden bis heute 40 Policy Briefs in englischer Sprache publiziert, sie können unter www.north-south.unibe.ch → Publications → Policy Briefs abgerufen werden.

«Forschende aus den unterschiedlichsten Ländern waren schon bei uns in den Alpen tätig. Die Organisation gemeinschaftlicher Weidenutzung, gerechte Wasserverteilung in der Landwirtschaft und der Umgang mit Nutzungskonflikten in Schutzgebieten sind nur ein paar Beispiele für Themen, die weltweit von Bedeutung sind. Durch den wissenschaftlichen Austausch konnten Nord- und Südforschende viel voneinander lernen.»

● Schweizer Alpen

«Forschende aus den unterschiedlichsten Ländern waren schon bei uns in den Alpen tätig. Die Organisation gemeinschaftlicher Weidenutzung, gerechte Wasserverteilung in der Landwirtschaft und der Umgang mit Nutzungskonflikten in Schutzgebieten sind nur ein paar Beispiele für Themen, die weltweit von Bedeutung sind. Durch den wissenschaftlichen Austausch konnten Nord- und Südforschende viel voneinander lernen.»



Karina Liechti,
Koordinatorin Region
Schweizer Alpen, Bern,
Schweiz
Das Koordinationsbüro befindet sich am Centre for Development and Environment (CDE) der Universität Bern. Die Partnerregion Schweizer Alpen bietet im NFS Nord-Süd die Möglichkeit zum Austausch und zum gegenseitigen Lernen mit und von anderen Partnerregionen. Der Forschungsschwerpunkt liegt auf Fragen der nachhaltigen Regionalentwicklung.

«Forschende aus den unterschiedlichsten Ländern waren schon bei uns in den Alpen tätig. Die Organisation gemeinschaftlicher Weidenutzung, gerechte Wasserverteilung in der Landwirtschaft und der Umgang mit Nutzungskonflikten in Schutzgebieten sind nur ein paar Beispiele für Themen, die weltweit von Bedeutung sind. Durch den wissenschaftlichen Austausch konnten Nord- und Südforschende viel voneinander lernen.»



Die Doktorierenden und weitere Teammitglieder des NFS Nord-Süd treffen sich regelmässig zum Trainingskurs – hier 2010 in Bahir Dar, Äthiopien.

Für Lösungen braucht es Partnerschaften

Um die globalen Probleme lokal und koordiniert anzugehen, braucht der Süden mehr wissenschaftliche Kompetenz und der Norden ein besseres Verständnis für die Vielfalt der Welt. Die Leiter des NFS Nord-Süd, Hans Hurni und Urs Wiesmann, über ihre nun auslaufende Pionierarbeit.

Interview: Tina Hirschi

Der NFS Nord-Süd hat in den letzten elf Jahren viele – grosse und kleine – Erfolge verzeichnet. Welcher dieser Erfolge fasst für Sie dieses Forschungsprogramm exemplarisch zusammen?

Hans Hurni: Neben den vielen Forschungserfolgen ist in meinen Augen unser Beitrag zur Ausbildung im Süden ein grosser Erfolg: Wir haben 136 Doktorierende aus dem Süden ausgebildet, die entweder an ihren Heimuniversitäten oder in der Schweiz ihren Abschluss gemacht haben. Gleichzeitig haben 91 Doktorierende aus dem Norden und eine noch grössere Zahl an Masterstudierenden und Postdocs im Rahmen des NFS Nord-Süd ihre Forschung durchgeführt. Diese Kapazitätsentwicklung ist absolut zentral für die Entwicklung einer wissensbasierten Gesellschaft in Entwicklungslän-

dern. Es ist sehr zu bedauern, dass der Schweizerische Nationalfonds (SNF) und die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit des Auswärtigen Amtes (DEZA) zwar Entwicklungspartnerschaften weiterführen wollen, aber wichtige Ziele wie Ausbildung, Politikdialog, Pilotanwendungen und Institutionenstärkung, wie beim NFS Nord-Süd üblich, nicht mehr weiterverfolgen möchten. Für mich wird die Zeit nach dem NFS Nord-Süd ein grosser Rückschritt sein.

Urs Wiesmann: Wir konnten ein wirkliches Forschungspartnerschaftsprogramm aufbauen, das in vielen Aspekten grenzüberschreitend war: Es hat Kontinente überspannt, Wissenskulturen und Wissenschaften vereint und eine Verbindung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft geschaffen. Das ist absolut einzigartig. Auch wenn wir nicht

dem klassischen Forschungsschema – Hypothese formulieren und diese dann im Feld testen – gefolgt sind. Wir haben Themen um das wirkliche Leben herum, in lokalen und politischen Kontexten, entwickelt und damit auf die Entwicklungsrealität geantwortet.

Können Sie ein unerwartetes Ergebnis des NFS Nord-Süd nennen?

Wiesmann: Etwas Unerwartetes geschah gleich zu Beginn des NFS Nord-Süd, als wir uns mit den Problemen von nachhaltiger Entwicklung auseinandersetzten. Wir haben in der Schweiz eine interdisziplinäre Analyse gemacht und 18 Hauptprobleme definiert. Als wir mit unseren Partnern im Süden diesen Prozess wiederholten, hatten wir am Ende 30 Hauptprobleme, welche die unterschiedlichen Ansichten der verschiedenen

Regionen widerspiegelten. Das war spannend und überraschend, weil Leute aus dem Norden zwar jahrzehntelange Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit dem Süden hatten, aber Probleme wie etwa Kriminalität und Sicherheit ganz klar unterbewerteten.

Hurni: Studierende, die sich in einem der integrativen Trainingskurse kennengelernt haben, haben Freundschaften geschlossen. Das hat meine Erwartungen übertroffen. Diese Leute sind jung, sie kennen und vertrauen sich, und ich bin sicher, dass sie Ideen entwickeln werden, um sich auch in der Zukunft austauschen und gemeinsam forschen zu können.

Was würden Sie anders machen, wenn Sie noch einmal beginnen könnten?

Hurni: Nichts Grundlegendes. Wir haben uns das Konzept, die Rahmenbedingungen und Durchführungsprinzipien sehr gut überlegt, und es hat funktioniert. Es gab Prinzipien, an denen nicht zu rütteln war, wie etwa

vielleicht in einer kleineren Form, vielleicht werden sie aber physisch auch gar nicht mehr existieren, sondern nur noch in den Köpfen der Beteiligten.

Welche strukturellen Wirkungen hätten Sie in einer idealen Welt gerne gehabt?

Hurni: Wir hätten dieses Forschungsnetzwerk mit seinen Büros in Entwicklungsländern gerne langfristig aufrechterhalten, von der Form her ähnlich wie die Swissnex-Zentren in Indien, China, Singapur und den USA. Die Kosten wären nur ein Bruchteil derer von Swissnex gewesen, mit Vorteilen für alle Schweizer, die Forschung für Entwicklung machen möchten.

Wiesmann: Etwas Ähnliches wie Swissnex, aber mit Einbezug der Entwicklungsländer, wäre nicht nur gut für die Schweiz, sondern auch für globale Ziele – und um wissensbasierte Entscheidungen für die Entwicklung zu fördern. Wenn die Schweiz eine Rolle spielen will, kann sie das nicht alleine: Sie



Hans Hurni: «Diese Studierenden sind jung, sie kennen und vertrauen sich, und ich bin sicher, dass sie Ideen entwickeln werden, um auch in Zukunft gemeinsam forschen zu können.»



Urs Wiesmann: «Wir haben Themen um das wirkliche Leben herum entwickelt und damit auf die Entwicklungsrealität geantwortet.»

am Grundsatzentscheid, keine Autos zu kaufen. Das war und ist einzigartig für ein Programm dieser Grösse.

Wiesmann: Ich habe zwei Punkte, es handelt sich um keine bedeutenden Fehler, aber vielleicht um verpasste Chancen. Erstens würde ich mehr Gewicht auf Reflexion, Austausch und – hinsichtlich der vereinenden Konzepte wie das der nachhaltigen Entwicklung – auf gegenseitiges Lernen legen. Anfangs haben wir viel in diese Bereiche investiert, später beschränkte es sich auf einige Untergruppen im Gesamtprogramm. Zweitens hätten wir die Generation der jungen Forschenden mehr in die Steuerung und konzeptionelle Entwicklung des Programmes einbinden sollen.

Im Rahmen des NFS Nord-Süd wurde ein riesiges, weltweites Forschungsnetzwerk aufgebaut, in das fast 400 Menschen involviert sind. Was wird nach Ablauf des Programms aus dem Forschungsnetzwerk?

Hurni: Wir waren leider nicht in der Lage, Finanzierungsmöglichkeiten zu finden, um das Netzwerk der regionalen Koordinationsbüros aufrechtzuerhalten. Somit wird das momentane Netzwerk auseinanderfallen. Trotzdem bin ich sicher, dass alle der neun regionalen Koordinationsbüros einen Weg gehen werden. Vielleicht in gleicher Form,

braucht Allianzen, die als langfristige Partnerschaften funktionieren. Entwicklungszusammenarbeit wird hauptsächlich durch die Politik gesteuert. Ich hatte gehofft, dass der NFS Nord-Süd den Samen für eine Forschungspartnerschaft mit der Entwicklungszusammenarbeit – basierend auf einem flexiblen Verbund der Schweizer Forschungsinstitutionen – in fruchtbare Erde säen wird. Bis heute haben wir dieses Ziel nicht erreicht. Ich denke aber, dass es immer noch Möglichkeiten gibt, etwa mit der Erweiterung der «International Graduate School North-South».

Welche Ratschläge würden Sie den neuen NFS an der Universität Bern geben?

Wiesmann: Das hängt sehr stark vom Thema ab. Investitionen in eine Forschungs-umgebung, die Innovationen und Mitbestimmung ermöglicht, ist ein Schwerpunkt. Zudem möchte ich unterstreichen, dass neben dem Betreiben von Spitzenforschung mit international anerkannten Forschungsoutputs die individuellen und institutionellen Kapazitäten, die gebildet werden, die wichtigste Spur sind, die man hinterlassen kann.

Hans Hurni, Sie waren als Wissenschaftsvertreter Teil der Schweizer Rio+20 Delegation. Was ist Ihnen in Bezug auf Nord-Süd-Forschung aufgefallen?

Hurni: Was mir sehr klar wurde, ist die Bedeutung der Entwicklung von Forschungskapazitäten. Ich habe in Rio den Eindruck erhalten, dass die meisten anwesenden Wissenschaftler aus dem Norden stammen. Das zeigt das grosse Forschungsungleichgewicht zwischen dem Norden und dem Süden. Die Länder des Südens brauchen mehr Wissenschaftskompetenz, um Sachverhalte, die auf der globalen Ebene reguliert werden müssen, zu verstehen. Das Gleiche gilt für uns im Norden. Wenn wir die Probleme des Südens verstehen möchten, müssen wir Forschungspartner bei der Untersuchung dieser Probleme sein. Und das ist genau das, was den NFS Nord-Süd ausmachte.

Urs Wiesmann, was ist für Sie der wichtigste Punkt der Forschungsagenda, die im Rahmen der «International Conference on Research for Global Transformation» Ende August in Bern entstanden ist?

Wiesmann: Die Kontextualität von nachhal-

tiger Entwicklung. Wir müssen noch deutlicher machen, dass eine andere Art Forschung eingesetzt werden muss. Man kann nicht denken, dass eine bestimmte Lösung für die ganze Welt die richtige ist. Natürlich müssen die Lösungen, die entwickelt werden, auf dem gemeinsamen Wissen verschiedener Disziplinen beruhen, aber sie müssen gezielt an die lokale Umgebung angepasst werden. Ein weiterer wichtiger Punkt für die Forschungsagenda ist das Bedürfnis nach einsatzbereiten Methoden für transdisziplinäre Forschung. In diesem Bereich fehlen uns noch konkrete Methodologien, solche müssten entwickelt werden. Bei vielen Forschungsfragen, deren globaler Erfolg als ungenügend eingestuft wurde, fehlt es mehr an guten Forschungsansätzen als an den inhaltlichen Resultaten.

Kontakt: Prof. Dr. Hans Hurni, Co-Direktor NFS Nord-Süd, Präsident des Boards des Centre for Development and Environment (CDE), hans.hurni@cde.unibe.ch
Prof. Dr. Urs Wiesmann, Co-Direktor NFS Nord-Süd, Mitglied des Boards des CDE, urs.wiesmann@cde.unibe.ch

Autorin: Tina Hirschi, war bis August Leiterin Kommunikation des NFS Nord-Süd und des Centre for Development and Environment (CDE), tina.hirschi@cde.unibe.ch

Das ungeheuerliche Leben des Fuchsbandwurms

Dem Fuchs tut er nichts, Maus und Mensch greift er an. Bei einigen Menschen kann der Fuchsbandwurm grosse Leberschäden verursachen. Berner Parasitologen finden nun womöglich bestechend einfache Mittel gegen den Parasiten: ein Malaria- und ein Krebsmedikament, die bereits existieren.

Von Bettina Jakob

Es ist ein faszinierender, aber schauerlicher Lebenskreislauf, den sich die Natur für dieses fünf Millimeter grosse Tier ausgedacht hat, für den Fuchsbandwurm. Den Fuchs kümmert der kleine Parasit im Darm kaum, in Mitleidenschaft gezogen werden dagegen Maus, Biber, Bismarratte, auch der Gorilla im Zoo – und der Mensch. In diesen Zwischenwirten kann der Fuchsbandwurm enorme Schäden an der Leber und anderen Organen verursachen. «Jährlich wird bei rund 30 Schweizerinnen und Schweizern die so genannte alveoläre Echinokokkose diagnostiziert», sagt Bruno Gottstein vom Institut für Parasitologie der Universität Bern. Unbehandelt führt diese seltene, aber schwere Krankheit, bei der sich das Parasitengewebe tumorartig in der Leber ausdehnt, zum Tod.

«Das ist heute dank Medikamenten kaum mehr der Fall», so Gottstein. «Allerdings kann die Krankheit ab einem gewissen Stadium nicht mehr operativ gestoppt werden. Dann kann man sie nur noch durch regelmässige Einnahme von spezifischen Entwurmungsmitteln im Zaum halten.» Im Zaum halten heisst: Der blasenartige Auswuchs im Entgiftungsorgan soll nicht noch grösser werden als er ist, und Fotos auf Gottsteins Bürotisch zeigen, dass dieser viele Zentimeter gross werden kann. Das Berner Team der Vetsuisse-Fakultät untersucht die immunologischen Tricks, mit denen sich der Parasit geradezu ungeheuerlich durch seine Wirte bewegt.

Eine Lebensform wie in Science-Fiction

Das Leben des Fuchsbandwurms beginnt ungleich unspektakulär und unangenehm – als Ei in einem Fuchskot. Oder auch in einem Hundehaufen, denn Hunde können ebenfalls sogenannte Endwirte des Parasiten sein. Die Eier stammen aus einem ausgewachsenen Fuchsbandwurm, der sich mit Wider-

haken und Saugnäpfen an der Wand des Dünndarms eines Fuchses oder Hundes festgemacht hat, dem Tier aber nicht wirklich schadet. Falls zahlreiche Würmer im Darm sind, können diese Zehntausende Eier abgeben. Und so landen die Eier dort, wo der Fuchs gerne markiert: In Feldern, am Waldrand, mit der Urbanisierung der Tiere auch in den Stadtgärten und Parks. Der Regen wäscht den Kot aus, die robusten Eier mit ihrer festen Schale aus Kohlenhydraten und Proteinen überleben problemlos jedes Wetter und zwei Jahre lang im Gras – bis eines Tages ein Zwischenwirt entlang des Weges kommt: Die Feldmaus wühlt im Boden herum und ein oder mehrere Eier gelangen in ihren Magen.

Der Zyklus des Parasiten geht damit in die nächste Phase: Die Eihülle wird im Verdauungstrakt des Nagers aufgelöst, die winzigen 6-Haken-Larven durchbohren die Darmwand und gelangen über die Blutbahn in die Leber. Das Larvengewebe beginnt dort zu wachsen, bildet immer mehr knospenarti-

Der Fuchsbandwurm ist ein kleiner Bandwurm von rund fünf Millimetern Länge. Am Kopf sitzen Saugnäpfe und Haken, um sich an der Darmwand des Wirtes festzusetzen.



ge Auswüchse und wird – tumorartig – zur so genannten Metazestode: «In den vielen Bläschen befindet sich Larvengewebe, worauf sich kleine Larvenköpfe bilden», erklärt Bruno Gottstein. Irgendwann stirbt die Maus aufgrund des Druckes, welche die wachsende Metazestode auf die anderen Organe ausübt. Oder sie wird von einem Fuchs gefressen – womit sich der Lebenskreislauf schliesst: Im Fuchsdarm bilden sich aus den Larvenköpfen schliesslich erwachsene Fuchsbandwürmer, die wiederum unendlich viele Eier produzieren.

Der Parasit breitet sich in Europa aus

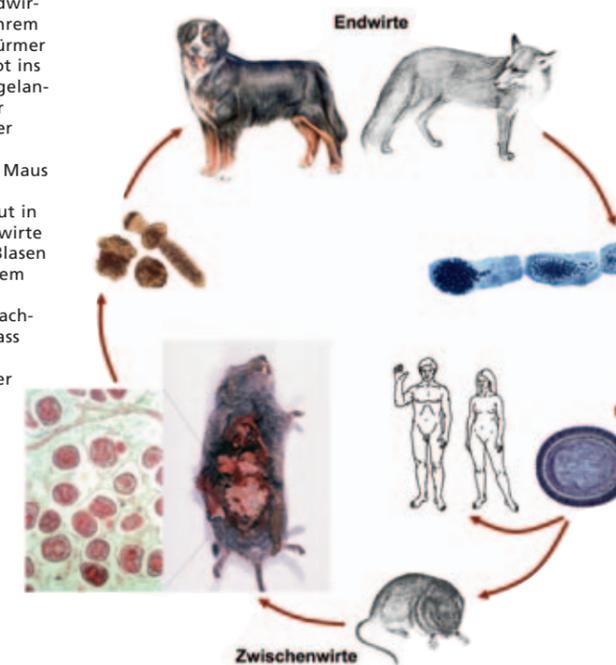
Die Geschichte kann aber auch einen anderen Lauf nehmen – wenn die infizierte Maus von einem Hund gefressen wird, sich in dessen Darm die Fuchsbandwürmer ausbilden und deren Eier über den Gassigang im eigenen Garten und im Gemüse landen. Oder wenn sich ein Hund auf dem Boden wälzt und die winzigen Fuchsbandwurm-Eier im Fell hängen bleiben. Durch Körper-Mund-Kontakt kann es zur Direkt-Übertragung vom Hund auf den Menschen kommen. «Wir gehen davon aus, dass der Hund das grösste Infektionsrisiko für den Menschen darstellt», vermutet Bruno Gottstein (siehe Kasten).

Der Blick auf die epidemiologische Karte des Fuchsbandwurms zeigt: Er breitet sich aus, jeder dritte Fuchs hierzulande ist Träger des Parasiten. Der Bandwurm kommt nur auf der nördlichen Hemisphäre vor und nun ebenfalls in Ländern wie Schweden, in denen bislang keine nachgewiesen worden waren. In Osteuropa verbreitet sich der Parasit gar explosionsartig.

Krankheit bleibt lange unerkannt

«Diese Tendenz kann ein Problem für den Menschen werden, allerdings wohl erst in rund zehn Jahren», so Bruno Gottstein. Denn so lange dauert es im Durchschnitt bei Patienten die alveoläre Echinokokkose entdeckt wird. Die Erkrankung verursacht lange Zeit nur unspezifische Symptome wie Abgeschlagenheit und Oberbauchschmerzen, bis später das vergrösserte Lebergewebe oftmals auf den Gallengang drückt und eine Gelbsucht hervorruft. Erst dann folgen spezifischere Untersuchungen mittels Ultraschall und Computertomographie. Vorsorgliche Tests existieren zwar, sind jedoch gemäss Gottstein, der den einfachen Enzymimmuno-Nachweis entwickelt hat, nicht flächendeckend nötig. Denn der Parasitologe hat auch eine gute Nachricht: Die meisten mit dem Fuchsbandwurm infizierten Menschen werden ohne medizinische Intervention wieder vollständig gesund.

Alles beginnt bei den Endwirten Hund und Fuchs: In ihrem Darm legen Fuchsbandwürmer ihre Eier, die über den Kot ins Feld oder in den Garten gelangen. Diese gelangen über Beeren, Gemüse oder über Körperkontakt in die Zwischenwirte, zu denen Maus und Mensch zählen. Die Larven wandern übers Blut in die Organe der Zwischenwirte und bilden tumorartige Blasen (Metazestode). Auf diesem Larvalgewebe bilden sich Larvenköpfchen. Diese wachsen – sollten sie durch Frass wieder im Darm eines Endwirtes landen – wieder zu Fuchsbandwürmern heran.



Das Immunsystem wieder fit machen

«Das ist erstaunlich», so der Berner Forscher, «denn angesichts der Infektionsrate müssten viel mehr Menschen an der Echinokokkose erkranken». Offenbar kann das menschliche Immunsystem den Parasiten fast immer erfolgreich bekämpfen. Am Institut für Parasitologie wird deshalb untersucht, wie sich ein Immunsystem zusammensetzt, welches mit dem Fuchsbandwurm selbstständig fertig wird: Im Labor wird erforscht, wie Mäuse mit verschiedenen Immunschwächen auf den parasitären Befall reagieren.

«Mit dieser indirekten Methode gelingt es uns, fehlende Komponenten im Abwehrsystem mit dem Wachstum des Parasiten in Verbindung zu bringen», führt Gottstein aus. «Kennen wir die fehlenden, für die Bekämpfung des Parasiten wichtigen Bestandteile, können wir sie künstlich ersetzen und ein Immunsystem wieder fit machen.» Damit könnte man auch einen Trick des Fuchsbandwurms unterlaufen – er setzt nämlich bei seiner Invasion immunschwächende Stoffe frei, um das Abwehrsystem des Zwischenwirts herabzusetzen. Ähnliche Studien führt das Institut für Parasitologie auch beim Menschen durch, in Zusammenarbeit mit den Universitätskliniken in Besançon, Bern und Zürich.

Aus den Labors in der hinteren Länggasse stammt auch ein anderer, vielversprechender Ansatz: Nicht nur neue Stoffe entwickeln, sondern auch bestehende auf Wirksamkeit testen. «Es gibt ja bereits viele Antiparasitika

auf dem Markt, die womöglich mit einer kleinen, chemischen Modifikation auch in den Organismus des Fuchsbandwurms eingreifen und ihn abtöten könnten», erklärt Andrew Hemphill aus Gottsteins Team, der sich dieser Suche angenommen hat. Der Vorteil dieses Vorgehens sei es, dass bestehende chemische Substanzen das Zulassungsverfahren bereits hinter sich hätten und schneller auf dem Markt wären als ein neudesignter Wirkstoff. Sowieso: An der Produktion einer neuen Substanz gegen den Fuchsbandwurm sei kaum ein Pharmaunternehmen interessiert. «Sogenannte Rare Diseases, wie die alveoläre Echinokokkose eine ist, sind kein lukratives Geschäft», so Hemphill.

Der Parasitologe hat ein effizientes Screening-System mit kultivierten Larvenstadien entwickelt, mit welchem grossflächig allerlei Wirkstoffe und deren Aktivitäten auf die Parasiten getestet werden können. In internationalen Forschungskonsortien von Parasitologen, Zellbiologinnen, Chemikern und Partnern aus der Industrie werden Substanzen aus verschiedenen Wirkstoffklassen getestet und laufend modifiziert. Kürzlich gelang nun der erste Durchbruch im Labormodell.

Malaria-Medikament ist vielversprechend

Das bewährte Malariamittel «Mefloquin» wirkt nicht nur gegen den Malariaerreger Plasmodium, sondern tötet auch das larvale Gewebe des Fuchsbandwurms im Mausmodell ab. «Zwei Fliegen auf einen Streich»,

kommentiert Hemphill das Ergebnis. Allerdings bringt das Medikament für eine möglicherweise länger dauernde Einnahme Nebenwirkungen wie neurologische Störungen mit sich, da der Wirkstoff die Blut-Hirnschranke passieren kann. «Nun gilt es, Modifikationen zu entwickeln, die einerseits nicht mehr ins Gehirn übertreten können, andererseits aber gleich oder noch wirksamer sind», so Hemphill.

Ganz oben auf der Liste steht auch ein Krebsmedikament: Eine Ruthenium-Verbindung, die bei verschiedenen Krebs-Arten bereits in klinischen Studien erprobt wird, zeigt eine tödliche Wirkung auf das Parasitengewebe. Hemphill hat eine gewisse Wirksamkeit von Krebs-Chemotherapien gegen den Fuchsbandwurm vermutet, breitet sich doch das parasitäre Gewebe sehr tumorähnlich in der Leber aus. Andrew Hemphill und Bruno Gottstein sind zuversichtlich, bald einen Wirkstoff zu haben, der in absehbarer Zeit klinisch getestet werden kann. So selten die alveoläre Echinokokkose auch ist, die steigenden Fuchsbandwurm-Infektionsraten in Osteuropa verlangen gemäss Bruno Gottstein eine wirksame Therapie. «Eine, die den ausgeklügelten Zyklus des Wurms endgültig unterbricht.»

Kontakt: Prof. Dr. Bruno Gottstein, bruno.gottstein@vetsuisse.unibe.ch, Prof. Dr. Andrew Hemphill, andrew.hemphill@vetsuisse.unibe.ch

Infektionsrisiko: Hund, Waldfrüchte und Gemüse

Der Hund birgt gemäss Bruno Gottstein das grösste Infektionsrisiko für den Menschen. In der Schweiz sind rund 0,3 Prozent der Hunde mit dem Fuchsbandwurm infiziert, das sind bei einer halben Million Tiere rund 1500 Hunde. Da es jeweils einen Monat dauert, bis der Fuchsbandwurm im Hundedarm Eier ausscheidet, empfiehlt der Parasitologe den Hundehaltern, deren Vierbeiner auch Mäuse jagen, ihre Tiere alle 30 Tage zu entwurmen. Damit ist die Gefahr gebannt. Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) empfiehlt, bodennah wachsende Waldfrüchte (Beeren, Pilze usw.) sowie Gemüse, Salat und Beeren aus Freilandkulturen und Fallobst vor dem Verzehr gründlich zu waschen, oder besser noch zu kochen. Nach Arbeiten mit Erde sollten die Hände gewaschen werden.

Die Kehrseiten der Care-Arbeit

Ohne Pflege und Fürsorge käme unsere Gesellschaft zum Stillstand. Aber trotz der immensen Bedeutung der «Care-Arbeit»: Sie wird vor allem von Frauen geleistet und ist schlecht oder gar nicht bezahlt. Ein unhaltbarer Zustand, findet Brigitte Schnegg. Sie leitet das Interdisziplinäre Zentrum für Geschlechterforschung.

Von Marcus Moser

Brigitte Schnegg, das Collegium generale thematisiert in der aktuellen Vorlesungsreihe auf Ihre Anregung hin die «Care-Seiten des Lebens». Wofür steht «Care»?

Es geht allgemein um Pflege und Fürsorge in unserer Gesellschaft; um die Betreuungsarbeiten, die heute meist unbezahlt und zu zwei Dritteln von Frauen geleistet werden. Der englische Begriff «Care» umfasst dabei deutlich mehr Facetten als der früher gebrauchte Begriff «Reproduktion». To care for – das heisst auch: Interesse haben, etwas wichtig nehmen, sich kümmern um oder für etwas Zuneigung empfinden. In der Forschung hat sich «Care» zur Bezeichnung der damit verbundenen Tätigkeiten und ökonomischen Fragen inzwischen durchgesetzt (siehe Kasten).

Und die vielen Facetten erlauben einen interdisziplinären Zugang?

Ja, Pflege und Fürsorge können eben aus historischer, aus ökonomischer oder auch aus philosophischer Perspektive thematisiert werden. Inzwischen gibt es auch die medizinischen Pflegewissenschaften. Und bei allen diesen Aspekten interessiert uns am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung, wie sich die Care-Ökonomie in die Geschlechterordnung einfügt.

Im Zentrum der Care-Arbeit stehen unselbstständige, abhängige Menschen – junge und alte.

Pflege und Fürsorge junger und alter Menschen stehen im Mittelpunkt der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit dieser Frage. Aber das greift zu kurz – denn wir brauchen alle Care, auch wenn wir gesund, selbstständig und erwerbstätig sind. Ob putzen, kochen, betreuen oder pflegen: Durch die Care-Arbeiten wird Lebensqualität produziert. Am einfa-

chen Beispiel: Wenn man viel Geld verdient, sich teure Rindsfilets leisten kann, es dann aber an der Zeit fehlt, ein schönes Essen zu kochen und es feierlich zu geniessen – dann wird aus diesen Rindsfilets auch keine Lebensqualität.

Wird der Begriff so verwendet, nehmen alle Menschen in allen Lebensaltern Care-Arbeit in Anspruch.

Richtig. Wir sind auf Care-Arbeit in allen Lebensphasen angewiesen. Und weil dies so ist, sollten wir auch alle in allen Lebensphasen Care-Arbeit leisten. Care ist eben im weitesten Sinne Beziehungsarbeit – und in dieser Beziehungsdimension von Care steckt auch eine Ressource.

Inwiefern?

Wir lieben unsere Kinder, wir mögen unsere Eltern und wollen, dass es ihnen gut geht. Deshalb engagieren wir uns für sie. Und das kommt zurück: Grosseltern spielen in der Kinderbetreuung eine wichtige Rolle. Darin liegt die Ressource. Aber da gibt es auch eine Kehrseite: Sobald Gefühle im Spiel sind, entstehen Abhängigkeiten. Deshalb hören wir immer wieder auch vom Missbrauch von Care-Positionen. Sei es im privaten Bereich – denken Sie an Fälle von Kindesmissbrauch – oder in professionellen Zusammenhängen, beispielsweise bei Machtmissbrauch in der Altenpflege.

Es gibt unbezahlte und bezahlte Care-Arbeit: Grosseltern, die Kinder hüten und Kinderkrippen; Töchter, die Mütter pflegen und Pflegeheime. In welchem Verhältnis stehen die unbezahlte und die bezahlte Care-Arbeit?

Zunächst müssen wir festhalten, dass die unbezahlte Arbeit die gesamte bezahlte Arbeit in der Schweiz

«In der Schweiz werden rund zwei Drittel der gesamten bezahlten Arbeiten durch Männer, rund ein Drittel durch Frauen geleistet. Bei den unbezahlten Arbeiten verhält es sich genau umgekehrt.»

Brigitte Schnegg



um über 20 Prozent übersteigt! Care-Arbeit ist ein wesentlicher Teil wirtschaftlichen Handelns und ein entscheidender Faktor für die ökonomische und soziale Entwicklung.

Nun wird allerdings die klare Mehrheit der Care-Arbeit in der Schweiz unbezahlt geleistet. Die genauen Prozentzahlen differieren je nach Tätigkeit. In der Kinderbetreuung beispielsweise sind 90 Prozent der aufgewendeten Stunden unbezahlt. Entgegen unseren Vermutungen – und trotz der alternden Gesellschaft – fallen für die Betreuung älterer Menschen insgesamt deutlich weniger Stunden an. In diesem Bereich ist auch der Anteil der bezahlten Care-Arbeit durch Spitex-Leistungen, Alters- und Pflegeheime grösser.

Durch wen werden diese Arbeiten geleistet?

In der Schweiz werden rund zwei Drittel der gesamten bezahlten Arbeiten durch Männer, rund ein Drittel durch Frauen geleistet. Bei den unbezahlten Arbeiten verhält es sich genau umgekehrt: Hier werden rund zwei Drittel durch Frauen, ein Drittel durch Männer ausgeführt. Hinzu kommt: Während der Anteil der geleisteten unbezahlten Arbeit bei Männern im Lebensverlauf ziemlich konstant bleibt, variiert er bei den Frauen stark. Sie federn die Belastungsspitzen ab, zum Beispiel im Alter zwischen 25 und 39 Jahren, dann wenn die Kinder klein sind. Mit negativen Folgen für die Karriere und Löhne der Frauen.

Bleiben wir zunächst bei der bezahlten Care-Arbeit. Auch hier sind Frauen in der Mehrheit ...

Ja, Pflegeberufe sind immer noch vor allem weibliche Berufe. Weil wir Mühe bekunden, die schlecht entlohnten Stellen mit einheimischem Personal zu besetzen, nimmt der Anteil von Ausländerinnen in der bezahlten Care-Arbeit stetig zu. Das wiederum führt in

deren Herkunftsländern zu Care-Lücken, die ihrerseits durch Immigrantinnen aus noch ärmeren Ländern ausgefüllt werden; ein problematisches Phänomen, das oft als «Care-Drain» oder als «Care-Chains» bezeichnet wird.

Care-Arbeit ist wichtig für den Kitt einer Gesellschaft, von eminenter ökonomischer Bedeutung und wird grossmehrheitlich unbezahlt und von Frauen geleistet. Dies hat Auswirkungen auf die Gleichstellung der Geschlechter.

Natürlich! Das hohe Engagement der Frauen in der Betreuungsarbeit schwächt ihre Stellung auf dem Arbeitsmarkt.

Und da Frauen in der Schweiz weniger verdienen als Männer sind sie es, die auf Erwerbsarbeit verzichten oder ihr Pensum zu Gunsten der unbezahlten Care-Arbeit reduzieren ...

... womit die Katze sich in den Schwanz beisst. Frauen leisten die unbezahlte Care-Arbeit in einer heiklen Phase ihrer Biographie – wenn die Kinder klein sind – und arbeiten nur noch Teilzeit. Sie tun dies genau dann, wenn eine berufliche Karriere Präsenz und Engagement erfordert. So bleibt ihr Verdienst tiefer und es gibt weiterhin weniger Frauen in höheren Positionen. Und sie leisten dann wieder mehr Care-Arbeit, weil sie nach wie vor weniger verdienen. Das ist für die Gleichstellung der Geschlechter keine gute Situation.

Auch die «engagierten Väter» kommen an ihre Grenzen.

Sie haben das gleiche Problem der Vereinbarkeit von Erwerbs- und Care-Arbeit. Und es stimmt, der Anteil der Männer in der unbezahlten Kinderbetreuung nimmt zu. Allerdings mit klaren Gewichtungen:

«Das hohe Engagement der Frauen in der Betreuungsarbeit schwächt ihre Stellung auf dem Arbeitsmarkt.»

Brigitte Schnegg

Männer engagieren sich eher in Erziehungsfragen oder helfen bei den Aufgaben. Frauen schauen zum Haushalt, kochen, putzen und waschen.

Was fordern Sie in dieser Situation?

Wir sollten insgesamt mehr Zeit haben für eine gesellschaftlich unabdingbare Tätigkeit wie die Care-Arbeit, und dieses Mehr an Zeit sollte sich auf die beiden Geschlechter gleichmässiger verteilen.

In der politischen Debatte wird zum Beispiel das bedingungslose Grundeinkommen für alle als mögliche Lösung propagiert. Das soll die Einkommenssituation entspannen und das Zeitbudget für Erwerbsarbeit entlasten. Ihre Meinung?

Diese Gleichung hat sehr viele Unbekannte. Das Versprechen klingt verheissungsvoll, nur wissen wir nicht, wofür die «freigespielten» Stunden verwendet würden. Die Lohnunterschiede wären hiervon auch nicht tangiert. Solange nicht bekannt ist, was das für den Arbeitsmarkt oder die Höhe der Einkommen bedeuten kann, bleibe ich skeptisch.

Auch von der anderen Seite des politischen Spektrums kommen Vorschläge: Die SVP will mit ihrer Familieninitiative erreichen, dass die innerfamiliäre Kinderbetreuung steuerlich abzugsberechtigt wird.

Der innerfamiliären, unbezahlten Betreuungsarbeit würde so ein monetärer Wert beigemessen, das ist richtig. Nur lohnen sich Steuerabzüge vor allem bei grossen Einkommen. Paare mit kleinen Erwerbseinkommen, die gerade wegen der nötigen Erwerbsarbeit beider auch an Zeitmangel leiden, profitieren nicht. Hinzu kommen weitere gesellschaftspolitische

Fragen: Können wir es uns als Gesellschaft leisten, gut ausgebildete Frauen ausschliesslich für die Familienarbeit freizustellen? Was passiert mit diesem Modell bei Scheidungsraten von gegen 50 Prozent?

Bleiben wir bei Lösungsansätzen. Was halten Sie von der «Verstaatlichung» der Care-Arbeit bei gleichzeitiger Bezahlung? Also vom staatlich unterstützten Ausbau der Infrastruktur mit Kinderkrippen, Pflegeheimen und so weiter?

Das skandinavische Modell eines Ausbaus der von Staat und Gesellschaft getragenen Formen der Care-Arbeit ist ein gangbarer Weg. Gleichzeitig muss meiner Meinung nach aber auch die Wochenarbeitszeit reduziert werden; Care-Arbeit lässt sich eben nicht zu 100 Prozent kommerzialisieren und über den Markt abwickeln. Kommt hinzu, dass diese Arbeiten auch kaum rationalisierbar sind: Schneller erziehen, pflegen oder kochen, das geht nur begrenzt und mit Qualitätseinbussen.

Wer kann, engagiert Dienst- und Kindermädchen, um sich von privater Care-Arbeit zu entlasten. Nicht selten zu menschenverachtenden Konditionen.

Diese Tendenz besteht. Dienstmädchen gab es bei uns bis zum Zweiten Weltkrieg, danach wurde die Hausarbeit mehrheitlich von den Schweizer Frauen übernommen und durch die technischen Innovationen erleichtert. Heute sind es in öffentlichen Institutionen häufig Migrantinnen, welche die Care-Arbeit verrichten. Untersuchungen haben gezeigt, dass bei Privatpersonen Care-Arbeit häufig als Schwarzarbeit und unter prekären Arbeitsbedingungen verrichtet wird. Zuunterst stehen Migrantinnen ohne gültige Papiere, die der Willkür schutzlos ausgesetzt sind.

«Wir sollten insgesamt mehr Zeit haben für eine gesellschaftlich unabdingbare Tätigkeit wie die Care-Arbeit, und dieses Mehr an Zeit sollte sich auf die beiden Geschlechter gleichmässiger verteilen.»

Brigitte Schnegg



Heute gilt als ökonomisch relevant, was über den Markt vermittelt ist. In historischer Perspektive war dies mal anders ...

Im 19. Jahrhundert ist die Care-Arbeit mit der Industrialisierung aus dem Ökonomie-Konzept herausgefallen. Heute leben wir in einer Dienstleistungsgesellschaft. Die erreichten Produktivitätsgewinne könnten, wenn ein gesellschaftlicher Konsens vorhanden wäre oder erreicht werden könnte, in mehr Zeit – auch mehr Zeit für Care-Arbeit – investiert werden. Damit würden wir wiederum an die vorindustrielle Ökonomie anknüpfen, für die seit der Antike ja das «ganze Haus», griechisch «oikos», die Ökonomie ausmachte. Eben inklusive aller der Tätigkeiten, die heute der Care-Arbeit zugerechnet werden. Mit Adam Smith und Karl Marx wurde dieser ganzheitliche Ansatz auf «Reproduktion» reduziert. Heute müssen wir darüber nachdenken, wie wir alle die Care-Arbeit in unser Wirtschaften integrieren können.

Kontakt: Prof. Dr. Brigitte Schnegg, Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung IZFG, brigitte.schnegg@izfg.unibe.ch

Veranstaltungshinweis: In diesem Herbstsemester findet die Vorlesungsreihe des Collegium generale zu Care statt – siehe Programm Seite 2.

Brigitte Schnegg (1953) ist Historikerin, seit 2011 Titularprofessorin und leitet das Interdisziplinäre Zentrum für Geschlechterforschung IZFG seit dessen Gründung 2001. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Frauen- und Geschlechtergeschichte, Geschichte von Armut, Sozialstaat und Fürsorge, Menschenrechte von Frauen und Care-Arbeit.

Stichwort «Care-Arbeit»

Was früher «Reproduktion» genannt wurde und einseitig auf die ökonomische Produktion bezogen blieb, wird heute umfassender als «Care-Arbeit» bezeichnet. Damit wird ein Bündel von Sorge-, Pflege- und Fürsorgetätigkeiten thematisiert, das vor allem Kindern und alten Menschen zukommt, aber im Sinne der Selbst- und Fremdsorge die Lebensqualität aller Menschen fördert. Care-Arbeit wird mehrheitlich familienintern, ohne Bezahlung und zu zwei Dritteln von Frauen geleistet. Bei ausreichendem Einkommen wird Care-Arbeit oft ausgelagert, wobei die öffentliche Infrastruktur in diesem Bereich in der Schweiz vergleichsweise klein ist (Kinderkrippen!). Schwarzarbeit mit prekärer Entlohnung ist verbreitet und führt regelmässig zu Empörung.

UniPress als Podcast

Sie können dieses Gespräch auch hören. Den Podcast finden Sie auf www.unipress.unibe.ch unter «Download».

«Wer leidet, den darf man nicht auf Effizienz trimmen»

Kaum jemand hat einen so tiefen Einblick in die Seele der Universität wie der Psychologe Sandro Vicini, Leiter der Beratungsstelle der Berner Hochschulen. Sein Befund: Studierende, Lehrende und Forschende sind heute stark unter Druck.

Von Timm Eugster

Die Wege sind kurz zu Sandro Vicini. Die Beratungsstelle befindet sich mitten im Hochschulquartier – «wenn Sie von der Länggassstrasse abzweigen, sehen Sie schon von weitem das Haus mit dem Türmchen», sagt der Leiter am Telefon. Die Erlachstrasse 17 ist eine trutzige alte Villa. Ins Innere gelangt man durch einen Vorgarten, über eine Steintreppe und durch einen Windfang. Nur gedämpft tritt das Tageslicht in die hohen Räume. Doch durch die Fenster erhält man einen glasklaren Blick auf das kleine Universum des üppigen Gartens da draussen. Sandro Vicini empfängt im türkisen Batikhemd und mit aufmerksamer, ernsthafter Miene.

Ein Arzt und Psychiater residierte einst in dieser Villa und empfing seine Patienten. Sieht Sandro Vicini sich und sein achtköpfiges Beratungsteam in dieser Tradition? «Unsere Unterstützungsleistung ist vergleichbar mit psychiatrischer Hilfe, auch wenn wir als Psychologen anders ausgebildet sind», betont Vicini – um sogleich Distanz zu markieren: «Wir behandeln keine Patienten – wir beraten Klientinnen und Klienten, die ihren Alltag meistens erfolgreich bewältigen können.» Denn: «Dies ist in der Regel die Voraussetzung, dass man es überhaupt an eine Hochschule schafft.» Was die Berner Hochschulwelt betrifft, ist Vicini ein Mann für fast alle Fälle: Der Student mit Prüfungsangst, die Assistentin, die in einem Konflikt mit der Doktormutter verzweifelt, der Professor, der als Institutsleiter an seine Grenzen stösst, die Verwaltungsangestellte in einer akuten Lebenskrise. Alle Angehörigen der Universität, der Fachhochschule und der Pädagogischen Hochschule sind bei ihm und seinem Team mit den vielfältigsten Anliegen an der richtigen Adresse.

Kaum jemand hat einen so tiefen Einblick in die Seele der Universität wie Sandro Vicini. Sein Befund ist eindeutig: «Unsere Erfahrungen zeigen, dass die Belastungen in den letzten Jahren klar grösser geworden sind.» Innert zehn Jahren hat sich die Anzahl persönlicher Beratungen auf beinahe tausend verdoppelt, dazu kommen jährlich rund 300 Mailberatungen und 50 Workshops.

Es beginnt schon bei den Erstsemestrigern. Am «Tag des Studienbeginns» trifft Vicini seit einigen Jahren vermehrt auf Verunsicherte: «Schaffe ich das? Bin ich fit genug? Werde ich nach dem Studium je eine Stelle finden?» Von solchen Fragen, erinnert sich der 57-Jährige, «waren wir in den 1970er-Jahren unbelastet – gute Jobaussichten galten als selbstverständlich». Ohne konkretes Berufsziel, aus einer



«diffusen Vorstellung, etwas Gutes und Nützliches zu tun», habe er sich an der Universität Bern für Kinder- und Jugendpsychologie eingeschrieben und «wild vor mich hin studiert». Das Ungeordnete des damaligen Studienbetriebs habe er nach kurzen Anfangsschwierigkeiten positiv nutzen können. Noch heute leuchten Vicinis Augen unter den buschigen Augenbrauen, wenn er erzählt, wie er für die Lizenzarbeit gemeinsam mit einem Kollegen Jugendliche über ihre Freizeit befragte und sich dabei von einer «leicht marxistisch gefärbten Theorie» leiten liess, die damals en vogue war: «Wir waren froh, dass man uns einfach machen liess.»

Eine Generation später ist die Uni-Welt eine andere. In den letzten Jahren sei der Druck von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft immer grösser geworden, zielgerichtet, effizient und kurz zu studieren – «namentlich in der Schweiz», wie Vicini anmerkt. Mit der Bologna-Reform sei dieser Druck institutionalisiert worden. Obwohl ein Studium seither als Vollzeitbeschäftigung angelegt ist, arbeiteten auch heute die meisten zusätzlich. Die Folgen davon erlebt Vicini im Beratungsalltag: «All das erzeugt eine Spannung, mit der nicht alle gut umgehen können.» Vicini hat sich ins Feuer geredet, sein Blick ist hellwach, seine Gesten rasch.

Doch was soll denn falsch sein daran, in jungen Jahren freudig den Turbo einzulegen und zielstrebig ins Berufsleben einzusteigen? Vicini legt den Finger an die Unterlippe und die Stirne in Falten und sagt dann langsam: «Es ist nicht an uns, Wertungen abzugeben. Alle müssen selber entscheiden, was für sie richtig und stimmig ist.» Doch viele, die das trendige Leitbild des «Turbostudierenden» verinnerlicht, litten darunter, beobachtet Vicini: «Sie setzen sich zu stark unter Druck, manche fühlen sich in noch jungen Jahren im Vergleich zu ihren Mitstudierenden bereits zu alt und fürchten deshalb um ihre beruflichen Perspektiven.» Zu viel Druck kann zum Zusammenbruch führen – als Alternative bietet Vicini Hilfe zur Reflexion: Etwa darüber, dass schneller nicht immer besser ist. «Nur wer sich erholt, bleibt leistungsfähig», so der Psychologe «und praktische Erfahrungen ausserhalb der Universität zählen auf dem Arbeitsmarkt oft mehr als ein, zwei eingesparte Semester».

Als stark unter Druck erlebt Vicini auch die Assistierenden: Hohe Arbeitslast und Abhängigkeit von Doktormutter oder -vater, ein enormer Konkurrenzdruck und mit dem Dokortitel die grosse Frage «Diss – was nun?». Veranstaltungen zu



diesem Thema sind sehr gefragt – schliesslich können längst nicht alle Professorin oder Professor werden. Vicini selbst hätte sich gut vorstellen können, Professor zu werden. Nach dem Studium hat er in Bern doktoriert, seine wissenschaftliche Laufbahn vorangetrieben und parallel dazu bei der kantonalen Erziehungsberatungsstelle als Kinder- und Jugendpsychologe Praxiserfahrung gesammelt. Die Verknüpfung von Theorie und Praxis habe ihn immer fasziniert und sei ihm ein grosses Anliegen, doch als es um die Frage einer Habilitation ging, habe er sich entscheiden müssen – und die Praxis gewählt.

In der Beratung hört Vicini zunächst vor allem zu: Geht es darum, effizienter zu werden? Dann sucht Vicini mit seinem Gegenüber nach positiven Beispielen aus dessen Leben – etwa einem erfolgreich gehaltenen Referat, einer reibungslos gelaufenen Prüfung –, um gemeinsam Schlüsse für die Situationen zu ziehen, in denen es bisher weniger gut gelaufen ist. Es kann aber auch sein, dass sich beim Zuhören tiefe Furchen auf Vicinis Stirn bilden und er sein Gegenüber wissen lässt: «Dir liidet, das ghöreni. Das mues me ärnstch näh ...» Wer leide, den dürfe man nicht zur Effizienz anhalten, sagt Vicini bestimmt. Gemeinsam mit den Hilfesuchenden die für sie passende Lösung entwickeln – darin sieht er die Aufgabe der Beratungsstelle. Deshalb kämpft er weiterhin dafür, dass die Stelle unabhängig von den Hochschulen bleibt und direkt der kantonalen Erziehungsdirektion unterstellt ist: «Wir stellen uns alleine in den Dienst derjenigen, die zu uns kommen – selbst wenn dies nicht den unmittelbaren Interessen der Hochschule entspricht.» Nur so sei es beispielsweise möglich, unbelastet mit einem vielversprechenden Nachwuchsforscher den Entscheid zu erarbeiten, sich ausserhalb der Universität Bern neu zu orientieren.

Nah an den Hochschulen und doch eine unabhängige Welt für sich – das sollte die Beratungsstelle schon bei der Gründung 1972 sein: Die Studierenden der 68er-Generation hatten damals eigene Institutionen gefordert, die ihre Interessen wahrnehmen und ein Gegengewicht zur «Hochschul-Obrigkeit» bilden sollten. Sandro Vicini hat von den 40 seither vergangenen Jahren die letzten 13 geprägt – im Geiste der Erfinder von damals: Ist er doch selbst ein Kind von 68, wenn auch ein damals noch junges. Sandro Vicini war am «Gymer» in Schülergruppen aktiv und engagierte sich für

Pazifismus und gegen das Militär. In den «anarchischen 80er-Jahren» demonstrierte er gegen die «unsensible militaristische Politik» bei der Räumung der alternativen Wohnsiedlung Zaffaraya. Politisiert worden sei er bereits im Konf-Lager, erinnert sich Vicini: «Da haben wir erlebt, wie Soldaten Zielübungen auf Scheiben in Menschenform machten – das empörte uns massiv.»

Ein anderes frühes politisches Erlebnis war die Schwarzenbach-Initiative gegen die sogenannte «Überfremdung», die sich gegen die italienischen Gastarbeiter richtete. «Das hat unsere Familie durchgeschüttelt – wie haben wir geangst!», erinnert sich Vicini. Sein Grossvater war in den 20er-Jahren als Bauarbeiter aus Norditalien in die Schweiz gekommen, sein Vater hatte es zum ETH-Architekten gebracht, und er selbst ist 1955 bereits als Schweizer geboren – ausgegrenzt worden sei er selbst nie wegen seines italienischen Namens. Jetzt sind seine eigenen Söhne 14 und 19 Jahre alt, der ältere studiert bereits an der Universität Bern.

Politisch aktiv ist Vicini noch heute – im Kleinen: Als Mitglied der Quartierkommission Bümpliz/Bethlehem setzt er sich für mehr Lebensqualität an seinem Wohnort ein, etwa durch verkehrsberuhigende Massnahmen. Und auch die Wissenschaft hat er nicht ganz aufgegeben. So organisierte er zum 40-Jahr-Jubiläum gemeinsam mit dem Leiter der gleich alten Zürcher Beratungsstelle eine Fachtagung samt Publikation. Was im Beratungsalltag zu kurz kommt, hatte hier Platz: Das systematische Zusammentragen aktueller Entwicklungen und die Diskussion darüber, wie Beratung an den Schweizer Hochschulen in Zukunft sinnvoll geleistet werden sollte.

Dabei ist für Vicini klar: «Die Stelle muss unabhängig bleiben von Effizienz- und Marketingbestrebungen der Hochschulen.» Denn: «Wir dürfen niemanden auf Ziele trimmen, die nicht die seinen sind.» Der 57-Jährige selbst wird die Villa an der Erlachstrasse allerdings in einigen Jahren verlassen – um noch unabhängiger zu sein: Als (Früh-)Rentner und selbstständiger Berater.

Kontakt: Dr. Sandro Vicini, Beratungsstelle der Berner Hochschulen, sandro.vicini@bst.bernerhochschulen.ch

www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Adrian Steiner, Prof. Dr., geboren 1959, hat an der Universität Zürich Veterinärmedizin studiert und doktoriert. 1995 wurde er an der Universität Bern habilitiert, seit 2003 ist er ordentlicher Professor für Krankheiten der Wiederkäuer und Direktor der Wiederkäuerklinik. Seit 2011 ist er zudem Direktor des Departementes für klinische Veterinärmedizin der Vetsuisse-Fakultät Bern. Seine Forschungsschwerpunkte sind artgerechte Tierhaltung, Produktionskrankheiten und Krankheiten des Bewegungsapparates.



Die hier geäußerte Meinung muss nicht der Auffassung von Redaktion oder Universitätsleitung entsprechen.

Wir wollen doch keine mangelernährten Kälber essen!

Von Adrian Steiner

«Seit mehr als einem halben Jahrhundert ist helles Kalbfleisch für viele Konsumentinnen und Konsumenten gleichbedeutend mit Zartheit und hoher Qualität. Die helle Farbe ist das untrügliche Zeichen, dass edles Kalbfleisch und nicht das etwas weniger zarte und kostengünstigere Rindfleisch auf dem Teller liegt. Doch hat die Tradition Recht? Und wie kommt die helle Farbe des Kalbfleisches überhaupt zustande?

Werden Kälber ohne Restriktionen bei der Mutter auf der Weide gehalten, so ernähren sie sich in den ersten Lebenswochen von Muttermilch und löschen ihren Durst mit Wasser. Schon in der ersten Lebenswoche haben Kälber auf der Weide Kontakt mit der eisenhaltigen Erde. Ab dem Alter von drei Wochen beginnen sie zusätzlich etwas Gras oder Heu (Raufutter) zu knabbern. In den darauf folgenden Wochen und Monaten nehmen Kälber immer mehr Raufutter und immer weniger Milch auf. Gleichzeitig verändern sich die Grössenverhältnisse der Kälbermägen: Der Pansen (Gärkammer zur mikrobiellen Verdauung der Cellulose) wird grösser und der Milchmagen wird relativ dazu kleiner. Bei dieser Haltung ist eine genügende Eisenversorgung gewährleistet. Eisen ist Bestandteil des roten Blutfarbstoffes Hämoglobin und des roten Muskelfarbstoffes Myoglobin und trägt dazu bei, dass Sauerstoff gebunden werden kann. Auf diese Weise ernährte Kälber produzieren rosarotes bis leicht rötliches Fleisch, weil das Myoglobin dem Muskelgewebe seine rote Farbe gibt. Da die Eisenversorgung jedoch auch bei optimaler Haltung und Ernährung in Abhängigkeit der Eisen-Aufnahmefähig-

keit des Kalbes und des Eisengehaltes des Raufutters deutlich schwanken kann, schwankt auch die resultierende Kalbfleischfarbe von rosa bis rötlich.

Mit Ausnahme von einigen Label-Produkten werden Kälber traditionellerweise nicht artgerecht gefüttert. Diese sogenannten Milchmastkälber erhalten bis zur Schlachtung primär Milch und Milchnebenprodukte zu fressen. Als Raufutter steht lediglich Stroh zur Verfügung. Dadurch kann erreicht werden, dass das Fleisch hell bleibt. Solche Kälber sind aber mangelernährt, ihr Pansen ist unterentwickelt und die Infektionsabwehr geschwächt. Letzteres führt dazu, dass solche Kälber krankheitsanfälliger sind und daher vermehrt mit Antibiotika behandelt werden müssen.

Untersuchungen an der Wiederkäuerklinik der Vetsuisse-Fakultät Bern haben unter anderem gezeigt, dass Milchmastkälber auch vermehrt an Geschwüren des Milchmagens leiden. Unter anderem aufgrund dieser Resultate wurde 2008 die Tierschutzverordnung geändert. Artikel 37 schreibt nun vor, dass «Kälber jederzeit freien Zugang zu Wasser haben und mit genügend Eisen versorgt werden müssen. Kälbern, die mehr als zwei Wochen alt sind, muss zudem Heu, Mais oder anderes geeignetes Futter, das die Rohfaserversorgung gewährleistet, zur freien Aufnahme zur Verfügung stehen. Stroh allein gilt nicht als geeignetes Futter». Die Übergangsfrist läuft bald ab: Alle Mastkälber in der Schweiz müssen ab dem 1. September 2013 artgerecht gehalten und gefüttert werden, wodurch das Kalbfleisch rötlicher wird. Die

rötlichere Farbe ist also nicht ein Zeichen von minderwertiger Qualität – im Gegenteil.

Doch schmeckt das rötliche Kalbfleisch auch besser? Degustationen durch Spitzenköche zeigen, dass das rötliche Kalbfleisch nicht an Zartheit verliert und sogar etwas kräftiger schmeckt. Zudem ist der Nährstoffgehalt höher als beim hellen Kalbfleisch. Also eine «Win-win-Situation» für alle Beteiligten? Jein. Dies wird erst dann der Fall sein, wenn wir als Konsumentinnen und Konsumenten beim Einkauf und im Restaurant rötliches Kalbfleisch dem hellen (Import-)Kalbfleisch vorziehen und dadurch gewährleisten, dass Metzger und Gastronomen nicht auf dem rötlichen Kalbfleisch sitzen bleiben. Erst dann werden sie bereit sein, auf den finanziellen «Rotfleischabzug» zu verzichten, den sie bei Bauern vornehmen, die nach Tierschutzverordnung artgerecht produzieren.

Kalbfleisch wird sich künftig von blosserem Auge weniger offensichtlich vom Rindfleisch unterscheiden: Es wird sich nicht mehr durch die Farbe, sondern das Schlachalter des Kalbes (weniger als 160 Tage) definieren. Kalbfleisch wird künftig von gesünderen Kälbern stammen, bei welchen weniger Antibiotika eingesetzt werden müssen. Das wird ein grosser Fortschritt sein. Doch es braucht Sie dazu: Treffen Sie jetzt die richtige Wahl!

Kontakt: Prof. Dr. Adrian Steiner, Wiederkäuerklinik am Departement klinische Veterinärmedizin, Vetsuisse-Fakultät, adrian.steiner@vetsuisse.unibe.ch

BÜCHER



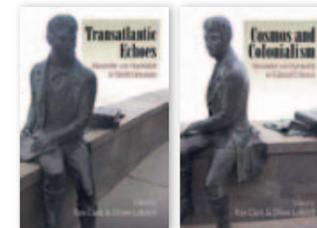
Lehrlinge lohnen sich

Welche Kosten verursachen Lernende und wie viel Nutzen entsteht für ihre Arbeitgeber? Das Buch stellt die Ergebnisse der dritten repräsentativen Erhebung von Kosten und Nutzen der Lehrlingsausbildung aus betrieblicher Sicht vor. Die Ergebnisse zeigen, dass nach wie vor zwei Drittel der ausbildenden Betriebe einen finanziellen Nutzen aus der Lehrlingsausbildung ziehen können.

Die duale Lehre: eine Erfolgsgeschichte – auch für die Betriebe

Ergebnisse der dritten Kosten-Nutzen-Erhebung der Lehrlingsausbildung aus Sicht der Betriebe.

Mirjam Strupler, Stefan C. Wolter – 2012, 180 S., gebunden, Rüegger Verlag Zürich/Chur, ISBN 978-3-7253-0990-0



Alexander von Humboldt im Fokus

Der Berner Germanistikprofessor Oliver Lubrich hat zusammen mit seinem amerikanischen Kollegen Rex Clark zwei Bände zur internationalen Rezeption des deutschen Universalgelehrten Alexander von Humboldt herausgegeben: den literarischen Band «Transatlantic Echoes» mit 100 Texten sowie «Cosmos and Colonialism», der 50 Essays beinhaltet.

Transatlantic Echoes

Alexander von Humboldt in World Literature. Rex Clark, Oliver Lubrich (Hrsg.) – 2012, 364 S., gebunden, Berghan Books, ISBN 978-0-85745-265-8

Cosmos and Colonialism

Alexander von Humboldt in Cultural Criticism. Rex Clark, Oliver Lubrich (Hrsg.) – 2012, 480 S., gebunden, Berghan Books, ISBN 978-0-85745-266-5



Kulturschaffende im Zweiten Weltkrieg

1933 bis 1945: Tausende von Kulturschaffenden verlassen Nazi-Deutschland, ein Teil von ihnen kommt in die Schweiz. Warum haben sie es schwer, hier Fuss zu fassen? Wie kommt es, dass das Verhältnis zwischen schweizerischen und deutschen Autoren trotz ihrer kulturellen Nähe belastet ist? Die Berner Geschichtspräsidentin Kristina Schulz eröffnet eine neue Perspektive auf alte Fragen, indem sie das literarische Exil in der Schweiz aus der Sicht des Ankunftslandes betrachtet.

Die Schweiz und die literarischen Flüchtlinge (1933-1945)

Kristina Schulz – 2012, 330 S., gebunden, Akademie Verlag, ISBN 978-3-05-005640-1



Effiziente Tourismus-Förderung

Touristische Ziele, respektive deren Destinationsmanagement-Organisationen (DMO), werden in der Regel substantiell mit öffentlichen Geldern unterstützt. Umso wichtiger ist es, dass sie effiziente und effektive Strukturen, Prozesse und Leistungen aufweisen. Das vorliegende Buch präsentiert ein Instrumentarium, um dies zu überprüfen.

Benchmarking für Destinationsmanagement-Organisationen

Instrumentarium zur Bewertung von Strukturen, Prozessen und Leistungen. Philipp Berger – 2012, 352 S., kartoniert, Forschungsinstitut für Freizeit und Tourismus (FIF) der Universität Bern, ISBN 978-3-905666-17-5



Darwins Vermächtnis

Im Zentrum dieses Buches stehen die aktuellen Interpretationen von Darwins Evolutionstheorie. Beiträge aus Sicht der Geschichte, Geologie, Molekularbiologie, Verhaltensforschung, Theologie, Medizin, Ethik und Recht beantworten Fragen wie: Welche Aussagen Darwins sind widerlegt, welche haben noch immer Bestand? Welche Themen und Probleme drängen sich in der heutigen Gesellschaft und modernen Forschung auf?

Evolution wohin?

Die Folgen der darwinschen Theorie. Publikation des Forums für Universität und Gesellschaft der Universität Bern. Martina Dubach (Hrsg.) – 2012, 304 S., kartoniert, vdf Hochschulverlag, ISBN 978-3-7281-3473-8



Schulsport fördert Persönlichkeit

Die Berner Interventionsstudie Schulsport (BISS) geht den Fragen nach, ob sportliche Aktivitäten die Persönlichkeitsentwicklung fördern. Die Autoren konnten erstmals zeigen, dass dies der Fall ist – allerdings nur, wenn bestimmte Methoden angewandt werden. Im Buch präsentieren sie dazu drei eigens entwickelte praktische Module.

Persönlichkeitsentwicklung durch Schulsport

Theorie, Empirie und Praxisbausteine der Berner Interventionsstudie Schulsport (BISS). Achim Conzelmann, Mirko Schmidt, Stefan Valkanover – 2011, 250 S., kartoniert, Verlag Hans Huber, ISBN 978-3-456-84948-5

Impressum

UniPress 154 Oktober 2012

Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

Herausgeberin: Abteilung Kommunikation

Leitung: Marcus Moser

Redaktion: Marcus Moser (mm) (marcus.moser@kommunikation.unibe.ch); Timm Eugster (te) (timm.eugster@kommunikation.unibe.ch)

Mitarbeit: Julia Gnägi (julia.gnaegi@kommunikation.unibe.ch); Salomé Zimmermann (salome.zimmermann@kommunikation.unibe.ch); Sandra Flückiger (sandra.flueckiger@kommunikation.unibe.ch); Bettina Jakob (bettina.jakob@kommunikation.unibe.ch); Tina Hirschbühl (tina.hirschbuehl@cde.unibe.ch); Natalie Schäfer (natalie.schaefer@cde.unibe.ch); Andrea Landolt (andrea.landolt@cde.unibe.ch)

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Barbara Mahlmann-Bauer (barbara.mahlmann@germ.unibe.ch); Christian von Zimmermann (vonzimmermann@germ.unibe.ch); Manuela Heiniger (manuela.heiniger@germ.unibe.ch); Stefan Humbel (stefanhumbel@bluewin.ch); Patricia Zihlmann-Märki (patricia.zihlmann@germ.unibe.ch); Norbert D. Wernicke (norbert.wernicke@germ.unibe.ch); Tina Hirschbühl (tina.hirschbuehl@cde.unibe.ch); Natalie Schäfer (natalie.schaefer@cde.unibe.ch); Adrian Steiner (adrian.steiner@vetsuisse.unibe.ch)

Bildnachweise: Titelbild, Bilder Seiten 1, 3, 4, 7, 11, 12, 18, 21, 22, 25, 26, 30: © Tomas Wüthrich
Seiten 5, 8: © Adrian Moser

Seite 6: © Olms-Verlag

Seite 10: Bürgerbibliothek Bern, Mss. N Jeremias Gotthelf 13, Nr. 60, S. 11. (HKG E.1.1 S. 701,29–703,28)

Seite 14: «Berner Volksfreund» vom 26. April 1840.

In: Jeremias Gotthelfs politische Publizistik,

Hildesheim/Zürich/New York 2012, Nr. 77

Seite 16: Titelblatt des Neuen Berner-Kalenders für

das Jahr 1842, Exemplar im Besitz der HKG.

Seite 17: Heinrich von Arx, Illustration zu den

Reisebildern aus den Weltfahrten eines Schneiders.

Lithographie nach eigener Zeichnung. Neuer

Berner-Kalender für das Jahr 1845, Exemplar im

Besitz der HKG.

Seite 24: Titelblatt der Erstausgabe des Jacob-

Romans, Exemplar im Besitz der HKG.

Seite 28: Bürgerbibliothek Bern, N Gotthelf

25.10.1.22

Seite 29: Bürgerbibliothek Bern, N Gotthelf

25.10.1.45

Seite 32: © Fred Grimm

Seite 34: © Jakob Zinsstag, Peter Mosimann, Didier

Ruef, Tina Hirschbühl, Elizabeth Jimenez

Seiten 36, 37: © NFS Nord-Süd

Seiten 38, 39: © Bruno Gottstein

Seiten 41, 43: © Manu Friederich

Seiten 44, 45: © Adrian Moser

Seite 46: © Adrian Steiner

Seite 48: © Inselspital, Universitätsspital Bern

Gestaltung: 2. stock süd, Biel

(ng@secondfloorsouth.com)

Redaktionsadresse:

Abteilung Kommunikation der Universität Bern

Hochschulstrasse 4

CH-3012 Bern

Tel. 031 631 80 44

Fax 031 631 45 62

unipress@unibe.ch

Anzeigenverwaltung:

Stämpfli Publikationen AG

Postfach 8326

CH-3001 Bern

Tel. 031 300 63 88

Fax 031 300 63 90

inserate@staempfli.com

Druck: Stämpfli Publikationen AG, Bern

Auflage: 14 500 Exemplare

Erscheint viermal jährlich,

nächste Ausgabe: Dezember 2012

Abonnement: «UniPress» kann kostenlos abonniert

werden: Stämpfli Publikationen AG, Abonnements-

Marketing, Postfach 8326, CH-3001 Bern,

Tel. 031 300 63 42, Fax 031 300 63 90,

E-Mail: abonumente@staempfli.com

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit

Genehmigung der Redaktion.



Vorschau Heft 155

DIE MEDIZIN VON MORGEN

Verkleinern, Intensivieren, ersetzen: Mit immer ausgeklügelteren Methoden wirken Forschende der Medizinischen Fakultät am Inselspital, dem Universitätsspital Bern, zum Wohl der Patientinnen und Patienten. «UniPress» berichtet über Trends der Berner Spitzenmedizin.

Jeremias Gotthelf, bekannt als sprachgewaltiger Schriftsteller und kämpferischer Pfarrer, war auch ein leidenschaftlicher Kommentator des Zeitgeschehens und engagierter Reformator des Schulwesens. In seinen Predigten, Kalenderblättern und politischen Schriften tritt ein Liberaler der ersten Stunde zu Tage, der sich intensiv mit gesellschaftlichen Themen auseinandersetzte und sie mit satirischem Geist und spitzer Feder kommentierte. Die ersten Bände der neuen historisch-kritischen Gesamtausgabe präsentieren diesen eher unbekanntem Gotthelf.

Die umfangreichen Kommentarbände erläutern die Texte in ihrem historischen Kontext und ermöglichen die Neu- und Wiederentdeckung eines der bedeutendsten Schweizer Schriftsteller. Sie bieten zugleich einen fundierten Zugang zur Geschichte und Mentalität der Berner Regenerationszeit.

An der Buchvernissage werden die neu edierten Bände vorgestellt und in den Reden von Erziehungsdirektor Bernhard Pulver, Universitäts-Rektor Martin Täuber und Christoph Pappa, Präsident der Jeremias Gotthelf-Stiftung, gewürdigt. Zudem ist eine literarische, filmische und musikalische Auseinandersetzung mit dem Leben und Werk von Jeremias Gotthelf zu erleben: Ein Film führt in die Editionsarbeit ein, die Projektleiter sprechen über ihre Entdeckungen, der Sprachkünstler Beat Sterchi trägt Gotthelf-Texte vor und ein Männerquartett singt eine Gotthelf-Motette.

Dienstag, 30. Oktober, 18.00 Uhr, Heiliggeistkirche Bern, Spitalgasse 44, 3011 Bern Mit Würdigung, Diskussion, Film, Lesung und Musik

Weitere Informationen zur historisch-kritischen Gesamtausgabe: www.gotthelf.unibe.ch

Jeremias Gotthelf. Historisch-kritische Gesamtausgabe

Herausgegeben von Barbara Mahlmann-Bauer und Christian von Zimmermann.

Ca. 70 Bände. Leinen. 16,5 x 24,5 cm.

Bei Gesamtbezug der Werkausgabe gewährt der Verlag einen Nachlass von 15 Prozent auf den Subskriptions- bzw. Ladenpreis. Alle Bände können ausserhalb der Subskription auch zum Einzelbandpreis bezogen werden. Weitere Informationen: www.olms.de

Im Oktober 2012 erscheinen folgende 8 Bände:

Jacobs Wanderungen (Text, 1 Band)

Neuer Berner-Kalender (Text, Nachdruck und Kommentar, 4 Bände)

Predigten 1818-1823 (Text, 1 Band)

Politische Publizistik (Text, Kommentar 1. Teil, 2 Bände)



u^b

b
**UNIVERSITÄT
BERN**

Historisch-kritische Gesamtausgabe

Jeremias Gotthelf

Einladung zur Buchvernissage
Dienstag, 30. Oktober, 18.00 Uhr
Heiliggeistkirche Bern

